

Peter van Kaalheid



Verflucht

Das virtuelle Buch - DvB -

Peter van Kaalheid

Verflucht

(Roman)



Das virtuelle Buch

- DvB -

Copyright

Das Jahr 1983

1

Mit einem kräftigen Tritt entwurzelte Ernst van Bloemen den unverschämten Huflattich im Granitkies vor seinem Haus. „Ich schwöre dir, mein lieber Schwager, normalerweise sieht es hier aus wie auf einem Exerzierplatz“, knurrte er verärgert (Unkraut zwischen seinem Granitkies konnte er auf den Tod nicht ausstehen) und versicherte: „Sofort morgen werde ich einen meiner Leute mit dem Unkrautvertilger losschicken, um dem Zeug hier den Garaus zu machen.“ Und wieder holte er mit dem knöchelhohen Stiefel aus. „Darauf kannst du Gift nehmen!“

Christian Barkowski lächelte. Aber es war mehr ein abwertendes Lächeln. Du pingelige Quasseltasche! Für seinen Schwager hatte er kaum etwas übrig. Er fand ihn unsympathisch und fühlte sich in dessen Nähe unwohl. Besser gesagt, er konnte ihn nicht riechen. Und das im wahrsten Sinne des Wortes, denn sein Schwager litt unter starkem Mundgeruch, weshalb auch immer, und besaß die unangenehme Eigenschaft, beim Sprechen jemandem sehr nahe zu kommen. Und bis zum heutigen Tage fragte er sich, warum seine Schwester ausgerechnet diesen übel riechenden Buren heiraten mußte, der weder eine Taille noch irgendwelche Konturen am Körper und an den Gliedmaßen besaß und aussah, als bestünde er nur aus einer gleichförmigen Masse schwabbligen Fleisches. Nicht einmal in ein halbwegs ansehnliches Gesicht schaute er, sah er seinen Schwager an. Es wirkte auf ihn genauso konturlos und schwabbelig wie alles andere an ihm. So mußte er oft an eine Fleischwurst mit einem menschlichen Kopf obendrauf denken. Wie konnte seine Schwester diesen Kerl nur geheiratet haben? Es gab doch wahrhaftig genug gutaussehende Männer auf diesem Planeten. Aber warum mußte es gerade diese zweibeinige Fleischwurst sein? Nur des Geldes wegen? Und ein wenig gab er sich auch selbst die Schuld. Wäre er nicht vor einigen Jahren mit seiner Schwester zum Jazzfestival nach Den Haag gefahren, würde sie ihn nie kennengelernt haben. Sein jetziger Schwager hatte Verwandte dort wohnen und den Aufenthalt bei ihnen gleich mit einem Besuch des Jazzereignisses verbunden. Die beiden sahen sich zufällig, und schon war es passiert. Liebe auf den ersten Blick nannte sie es, woran er auch heute noch nicht so richtig glauben wollte. Es sei denn, sie liebte in erster Linie seinen Geldbeutel, wovon sie aber wiederum zum Zeitpunkt des Kennenlernens

nichts wissen konnte. Daß er eine große Farm in Südafrika besaß, davon hatte sie erst hinterher erfahren. Also mußte es doch so etwas wie Liebe auf den ersten Blick gewesen sein, ob er es verstand oder nicht. Die Liebe hatte nun mal offensichtlich ihr eigenes Gesetz und ging so manch seltsamen Weg, wie ihm schien.

Sein Lächeln blieb von seinem südafrikanischen Schwager unbemerkt. Und als er später mit ihm vor dem dröhnenden Herz seiner Farm, unweit der Grenze zu Mosambik in Transvaal, stand, zeigte ihm van Bloemen stolz sechs gewaltig brummende Generatoren. „Zwei davon sind neu“, erklärte er. „Ein gutes halbes Jahr alt.“

Christian entfernte sich unauffällig einen Schritt von seinem Schwager, als der den Mund aufmachte und sprach. Knappe zwei Wochen mußte er jetzt noch mit diesem Kerl auskommen, dessen üblen Atem ertragen. Und diese ganze Zeit würde ihm wohl das Bild der Fleischwurst mit dem Kopf obendrauf im Kopf herumspuken. Hoffentlich träumte er nicht nachts davon. Wenn es ihm nach gegangen wäre, wäre er lieber zu Hause geblieben, so gerne er Südafrika auch kennengelernt hätte. Denn wann kam man schon einmal in dieses Land? Vielleicht nie im Leben! Aber unter diesen Umständen hätte er gerne darauf verzichtet. Südafrika, ja! Um jeden Preis? Nein! Nur seiner Frau Rita zuliebe (aber auch weil er seine Schwester nicht enttäuschen wollte) war er angereist, Tochter Sarah hatten sie mitgekommen. Und weil seine Frau den Familienfrieden liebte, mußte er ihr versprechen, die Antipathie gegen seinen Schwager eine Weile einzufrieren, was ihm keineswegs leichtfiel. Nicht daß der irgendwie arrogant oder streitsüchtig war, seine Schwester bezeichnete ihn sogar als äußerst liebenswürdig, er konnte ihn ganz einfach nicht ausstehen, so einfach war das. Und so setzte er eine freundlich friedliche Miene auf und dachte sich nur seinen Teil.

„Muß ja bombastisch sein, was da durch die Leitungen gejagt wird.“ Christian war jetzt wirklich beeindruckt, denn das Gewirr von schenkeldicken Rohren, durch die das Wasser aus einem nahegelegenen Fluß auf die Farm gepumpt wurde, wirkte gewaltig auf ihn.

„Rund eine Million Liter schaffen die Generatoren in der Stunde. Über Berieselungsanlagen wird das Wasser dann auf die Felder verteilt. Und ich kann dir sagen: Wenn durch die Rohre nichts mehr läuft, können wir uns alle in der Stadt nach einem neuen Job umgucken! Vor zwei, drei Jahren, da wäre es fast soweit gewesen. Wir haben ganz schön geschwitzt. Nur noch stundenweise konnten die Wasserpumpen arbeiten. An manchen

Tagen sogar überhaupt nicht mehr, da herrschte absolute Funkstille. Eine verheerende Trockenheit hatte die gesamte Region hier heimgesucht. Schwarze waren vom Hungertod bedroht, und die Farmen gerieten durch den akuten Wassermangel an den Rand des Ruins. So manch eine wurde vom Pleitegeier gefressen. Aber zum Glück hat es dann doch noch geregnet.“

„Und wie hast du die Dürre überlebt?“

Van Bloemen zwinkerte mit dem Auge. „Ja, mein lieber Schwager, ein Bauer macht einen Plan.“ Dann erzählte er, wie er schon einmal eine Trockenheit finanziell verkraftet hatte und für solche Natureinwirkungen Vorsorgemaßnahmen in monetärer Hinsicht traf. „Ohne eine vorausschauende Planung hätte ich dumm dagestanden und wäre den Fängen des Pleitegeiers sicherlich kaum entgangen.“

Als sie weitergingen und eine riesige rotbraune, halb mit Wasser gefüllte Mulde erreichten, die zum erheblichen Teil von einem mehreren Metern hohen und dicken Erdwall eingegrenzt wurde, wies van Bloemen mit einer weitausladenden Armbewegung darauf. „Führt der Fluß seine normale Wassermenge und lassen Gewitter heftige Regengüsse hier nieder, bin ich alle Sorgen los. Es sammeln sich hier dann rund sechs- bis siebenhunderttausend Kubikmeter Wasser.“ Und schmunzelnd fügte der Bure hinzu: „Und die halten mich im wahrsten Sinne des Wortes eine Weile über Wasser, wie du sehen kannst.“

Wiederum war Christian beeindruckt und nickte anerkennend mit dem Kopf, auch wenn er gegen seinen Schwager Antipathien hegte, so bewunderte er doch dessen Leistung sowie zukunftsorientierte Handlungsweise bei der Bewirtschaftung der Farm. Er wäre wohl kaum in der Lage, eine solche Farm zu führen. Geschweige denn, eine solche aufzubauen. Und er kam sich ihm gegenüber in diesem Augenblick sogar ein wenig minderwertig vor. Obzwar der in seinen Augen nur eine Fleischwurst mit einem Kopf obendrauf war, zollte er ihm für einen Moment seinen vollen Respekt. „Alle Achtung!“ rutschte es ihm heraus und dachte daran, daß seine Schwester in ökonomischer Hinsicht tatsächlich keinen schlechten Fang gemacht hatte. Für die Länge einer Sekunde glaubte er auf einmal sogar einen Funken Sympathie für diesen Buren zu verspüren, wies diese Empfindung jedoch auf der Stelle wieder von sich. Dieses Ekelpaket würde er nie leiden können, sagte ihm sein Inneres, egal was da käme! Nur achtete er darauf, daß sein Schwager von seinen Gefühlen und Gedanken nichts zu spüren bekam. Schließlich hatte

er Rita hoch und heilig versprochen, auf den Familienfrieden zu achten. Außerdem brächte er es sowieso schlecht fertig, die heile Welt seiner Schwester zu zerstören. Er liebte sie, wie seine Frau, vielleicht sogar etwas mehr, nur auf eine andere Art. Daher schluckte er im Zugehensein seines Schwagers vieles einfach hinunter und mimte den lieben, netten Verwandten aus Deutschland.

Christian mußte niesen - zweimal.

„Gesundheit!“ Der Bure lachte freundlich.

„Danke, danke.“ Christian lachte ebenfalls freundlich, zumindest versuchte er es, ob es ihm gelang, wußte er nicht, aber er gab sich die größte Mühe, daß es echt wirkte.

„Komm, laß uns weitergehen“, sagte van Bloemen, „ich habe dir noch einiges zu zeigen.“ Und scherzhaft fügte er hinzu: „Du sollst genau im Bilde darüber sein, in welche Wildnis ich deine Schwester geschleppt habe.“

Unterwegs erzählte er Christian zum dritten oder vierten Mal, wie sehr er sich über seinen Besuch freue, daß er sich endlich dazu durchgerungen habe, einmal zu ihm nach Südafrika zu kommen und berichtete anschließend von seinen Plänen eines weiteren großen Stausees.

„Vielleicht kannst du bei deinem nächsten oder übernächsten Besuch schon darauf Wasserschi fahren. Oder surfen.“ Van Bloemen sah Christian eindringlich an. „Es wird doch hoffentlich ein nächstes Mal geben, oder?“

Christian wandte sich schnell vom Blick seines Schwagers ab, tat so, als habe er nicht richtig hingehört und ließ seine Augen durch die Weite der Landschaft schweifen. Fieberhaft überlegte er nach einer Antwort. Sollte er „Ja!“ sagen? Das erwartete sein Schwager doch von ihm. Würde er „Nein!“ sagen, wäre der Familienfrieden sicherlich angekratzt, wenn nicht sogar auf Dauer gestört. Doch noch ehe er sich für eines von beiden entscheiden mußte, nahm ihm sein Schwager diese schwere Bürde von den Schultern, da der eine Antwort erst gar nicht abwartete und weiterredete, wofür er ihm sehr dankbar war und atmete erleichtert auf, egal ob dieser Bure etwas davon mitbekam oder nicht. Aber dem war nichts anzumerken. Und wenn Christian gewußt hätte, daß es es ein nächstes Mal nicht geben würde, nicht geben konnte, wäre ihm diese Schrecksekunde, die verzweifelte Suche nach einer Antwort erspart geblieben.

„Die Erdarbeiten für die Staumauer sind in vollem Gange. Meine Arbeiter haben auf einer Fläche von einhundertdreißig Hektar mit dem Roden des Busches begonnen.“ Und fast schwärmerisch fügte van Bloemen

hinzu: „Wenn die Kinder eines Tages dann soweit sind, werde ich dort herrliche Landhäuser für sie bauen. Vielleicht in einer lauschigen Bucht. Und vor dem Wohnzimmerfenster werden stolze Flamingos ihr Gefieder putzen. Rudi und Maike werden wohl die ersten sein, die dort einziehen. Mit Frederik hat es noch ein bißchen Zeit.“

Christian sah den günstigen Augenblick gekommen, unbemerkt das Thema zu wechseln. Er wollte nicht noch einmal mit der unangenehmen Frage, ob es denn einen nächsten Besuch geben würde, konfrontiert werden. So lenkte er das Gespräch in eine andere, in eine politische Richtung. „Deine Träume in allen Ehren, Ernst. Aber hast du schon mal daran gedacht, daß ihr eines Tages die Macht und Herrschaft an die Schwarzen verlieren könntet, daß eines Tages ein Bantu der Präsident ist, oder ein Zulu? Denk doch nur an das frühere Rhodesien, welches jetzt Simbabwe heißt, Angola und all die anderen Staaten dieses Kontinents.“

„Ha! Darüber brauchen wir uns keine Gedanken machen. Wir sitzen mit Premier Botha fest im Sattel. Auch wenn die Unruhen unter den Schwarzen und die terroristischen Aktivitäten der Swapo es vielleicht für einen Außenstehenden anders erscheinen lassen mögen. Uns werfen sie nicht vom Pferd. Und ich muß dir sagen, Christian, daß mich jedesmal abends die Nachrichten im Fernsehen ärgern, wenn über die unentwegte Kritik des Westens an unserer Rassentrennungspolitik berichtet wird. Und besonders ist mir die Galle hochgekommen, als vor kurzem euer Außenminister uns wieder mal wegen der Angriffe auf Mosambik kritisierte. Ja will der kapitalistische Westen denn wirklich hier bei uns solche Zustände wie in Mosambik? Weiß denn überhaupt einer bei euch, wie es jenseits der Grenze dort aussieht?“

Christian zuckte mit den Schultern. „Ich zumindest nicht. Auf jeden Fall nicht genau.“

„Siehst du, da haben wir das Dilemma! Und selbst euer Außenminister wird es nicht wissen.“

„Schon möglich.“

„Schon möglich, ha! Bestimmt sogar! Soll ich dir sagen, wie es dort drüben aussieht? Ich kann es.“

„Und wie sieht es dort aus?“

„Weißt du, woher meine hundertvierzig Arbeiter und deren Familienangehörigen kommen? Zusammen sind das mehr als vierhundert Personen.“

„Von drüben, aus Mosambik?“

„So ist es, mein lieber Schwager. Und zwar fast bis auf den letzten Mann. Zehntausende solcher Arbeiter werden von uns Weißen unter Vertrag genommen. Und das Jahr für Jahr. Denn bei ihnen Zuhause gibt es kaum Jobs. Zudem ist der Hunger dort ihr Dauergast.“

Ein alter Mann schlurfte an ihnen vorbei und gab einen respektvollen Gruß von sich, den Hut dabei in der Hand haltend.

Ernst van Bloemen erwiderte den Gruß in Swasi. Dann setzte er das Gespräch mit seinem Schwager fort. „Dieser Mdala zum Beispiel“ - womit der alte Mann gemeint war - „kam erst vor kurzem aus Mosambik zu mir. Halb verhungert war der, kann ich dir sagen. Obwohl ich eigentlich für ihn keine Arbeit hatte und auch immer noch nicht habe, wurde er von mir aufgenommen und soll auch weiterhin bei mir bleiben. Denn wenn ich ihn zurückschicke, ist er unter Garantie in ein, zwei oder spätestens drei Monaten tot. So sieht die Realität hier bei uns aus. Wir Farmer ernähren eine Menge Menschen, das kannst du mir glauben. Ohne uns würden die meisten bis auf die Knochen abgemagert und mit aufgeblähten Bäuchen herumlaufen. Nur wird davon in den Medien nichts berichtet.“

„Das ist mir wirklich neu. Hätte ich nicht gedacht. Und wie ist die Entlohnung der Schwarzen bei euch Farmern?“

„Ja weißt du, das ist von Farm zu Farm verschieden. Meine Arbeiter erhalten außer ihrem Lohn noch Lebensmittelrationen, so wie es das Landwirtschaftsministerium in Pretoria empfohlen hat. Das sind über sieben Kilo Maismehl, Zucker, Salz, Bohnen und Trockengemüse. Laut Landwirtschaftsministerium soll davon ein Mann eine Woche lang leben können. Ich sage dir aber, daß davon auch noch die gesamte Familie mitleben kann. Die entweder aus Mosambik mitgebracht oder hier neu gegründet wird. Und die Löhne lege ich selbst fest. Ein Feldarbeiter erhält bei mir fünfundachtzig Rand, ein Traktorfahrer hundertsechzig und Frauen fünfundfünfzig. Der Fahrer der Planierdrape beim Bau des Dammes für meinen neuen Stausee bekommt sogar dreihundertzwanzig Rand. In der Regel wird in der Saison von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang gearbeitet. Sonnabends bis mittags. Hin und wieder zahle ich auch mal Prämien, wenn meine finanziellen Verhältnisse es zulassen. Urlaub gibt es zwei bis drei Wochen im Jahr. Bezahlt natürlich. Wann, hängt ganz von den Umständen auf der Farm ab. Außerdem versorge ich meine Arbeiter gelegentlich noch mit Fleisch. Zum Beispiel wenn Böcke und Antilopen gejagt werden. Die müssen nämlich regelmäßig geschossen werden, da sie sonst im Winter meinen rund fünfhundert frei weidenden Rindern das

spärlich wachsende Grün wegfressen. Selbst beim Schlachten des Hausviehs erhalten meine Arbeiter ihren Anteil. Köpfe, Mägen und Därme, die mögen meine Schwarzen besonders gern.”

Christian schüttelte sich angewidert. „Pfui, Teufel! Ehrlich?”

„Ja natürlich! Für sie ist das ein Leckerbissen. So sind sie nun mal, die Schwarzen”, meinte van Bloemen. „Und im gesamten Grenzgebiet von Mosambik leben sie doch fast ausschließlich nur von uns Weißen. Erst kürzlich, vor zwei Wochen, habe ich wieder einen meiner Arbeiter zum etwa zehn Kilometer entfernten Grenzposten gefahren. Auf der Ladefläche des Bakkies waren jede Menge Lebensmittel gestapelt, die er für seine Verwandtschaft in Mosambik gekauft hatte. Und diesmal hatte er das Glück, an der Grenze ungeschoren wegzukommen und keinen Wegezoll zahlen zu müssen. Da hat er sich gefreut wie ein kleines Kind.” Van Bloemen atmete tief ein, laut aus, fuhr mit der Hand über sein kurzgeschorenes Haar und ließ einen Seufzer erklingen. „Jaja. - Ein Europäer kann sich die Mentalität unserer Schwarzen kaum vorstellen. Leider. Aber sie sind wirklich wie Kinder. Du glaubst gar nicht, wie sehr noch der Geisterglaube unter ihnen verbreitet ist. Da kommen die Arbeiter zu mir und sagen: Nacht für Nacht ist da jemand in meiner Brust und klopft! -”

„Und was meint man damit?”

„Im Grunde nichts anderes als starkes Herzklopfen. Und stell dir vor: wenn Donnerstags der Arzt kommt, steigt die Krankheitsquote unter ihnen rapide an. Und falls die Nadel dann nicht dick genug ist und die Spritze nicht genügend Schmerzen verursacht, beschweren sie sich hinterher. Angeblich war dann das Muti, das Zaubermittel nicht gut, und sie müssen deshalb weitere sieben Tage krank bleiben. Und die Hälfte der Krankheitskosten trage ich. Warum ich das tue, weiß ich auch nicht.” Van Bloemen schmunzelte ein wenig verschmitzt, als er sagte: „Vielleicht, weil ich sie irgendwie mag, meine Schwarzen.” Er reichte Christian eine Zigarette, steckte sich selbst auch eine in den Mundwinkel und entzündete ein Streichholz. Beide machten sie einen genüßlichen tiefen Zug. Van Bloemen ließ den Tabakrauch mit einem rasselnden Geräusch aus der Lunge entweichen. „Nur für ihre Vögelei komme ich nicht auf, das sehe ich einfach nicht ein”, fuhr er dann fort. „Deshalb müssen sie, wenn sie Geschlechtskrankheiten haben, alles aus eigener Tasche zahlen. Und das ist eben keine Seltenheit. Wofür ich aber keine Schuld trage. Ich mag zwar

hart sein, aber gerecht. Und Kinder verdienen nun mal eben auch ab und an eine Tracht Prügel.”

„Wie, du schlägst sie?”

Van Bloemen nickte und blies eine dicke blaue Rauchwolke in die Luft. „Jeden Sonnabend ist Gerichtstag. Dann wird von einem Arbeitertribunal über die Vergehen der vergangenen Woche verhandelt. Jeder Arbeiter kann dabeisein. Ich leite den Vorsitz. Da ist mal einer - nur um dir mal ein Beispiel zu nennen - mit dem Trecker über ein Bewässerungsrohr gefahren. Und anschließend hat er dann auch noch den Hydranten, an dem die Rohre angeschlossen werden, umgenietet. So lautete meine Anklage: Entweder total besoffen, auf dem Marihuanatrip oder äußerst bescheuert. Und ohne zu zögern, folgten die Schwarzen meiner Urteilsempfehlung, die lautete: Eine ordentliche Tracht Prügel. Ob du es glaubst oder nicht, mein lieber Schwager.”

Christian schüttelte den Kopf, er konnte es kaum fassen, für ihn war das alles neu. „Ich kann mir so was beim besten Willen einfach nicht vorstellen. Wirklich nicht.”

„Das brauchst du auch nicht. Aber so sieht der Alltag hier nun mal aus. Hier ist Südafrika und nicht Deutschland, die Niederlande oder sonst was. Aber nicht, daß du denkst, mir würden solche Verhandlungen Spaß machen, und daß mir solche Entscheidungen leichtfallen. Nein, ganz und gar nicht, mein lieber Schwager. Im Gegenteil. Es ist keine Seltenheit, da fallen mir die Urteilsverkündungen besonders schwer.”

„Ach ja?”

„Wie du wissen muß, ist es hier Sitte, daß weiße und schwarze Farmkinder zusammen aufwachsen. Auf diese Weise wird oft ein schwarzer Freund für das weiße Kind zum „Bruder”, wie wir zu sagen pflegen, der dann häufig für den Rest seines Lebens eine bessere Stellung auf der Farm genießt. Auch meine Kinder haben solche Spielgefährten. Und an die Eltern dieser Spielgefährten zahle ich für jeden Tag, an dem meine Kinder mit den ihren spielen, einen Rand. Manchmal sogar auch zwei. Vor einigen Wochen fuhr Rudis „Bruder” unerlaubt mit dem Pritschenwagen auf der Farm umher. Er heißt Alumne und baute einen Unfall. Die rechte Wagentür wurde eingedrückt. Dies konnte ich natürlich nicht ungestraft lassen und mußte ein Urteil fällen, was mir in diesem Fall wirklich sehr schwer fiel. Zehn Hiebe mit einem Stück vom Gartenschlauch bekam er. Doch so richtig meine Entscheidung auch gewesen war, war sie, wie es sich im nachhinein herausstellte, viel zu milde ausgefallen. Weißt du: Wenn man

diese Typen verprügelt, dann muß es richtig geschehen. Die verstehen das sonst nicht. Das ist eben afrikanische Tradition. Und so war die Folge meines zu milden Urteils, daß sich Alumne nur wenige Tage nach der Bestrafung eines erneuten Vergehens schuldig machte. Dann hat er aber die Abreibung gekriegt, die er brauchte. Mit dem Stück vom Gartenschlauch auf den nackten Hintern. Ich glaube, es waren an die vierzig Schläge. Damit es keine Demütigung für ihn werden würde, habe ich es in meinem Büro getan. Da waren wir unter uns, und keiner der Schwarzen konnte es sehen. Höchstens hören, denn er hat jämmerlich geschrien. Ja, Christian, mein lieber Schwager, auch so etwas gehört hier mit zum Management.”

Abermals schüttelte Christian fassungslos den Kopf. Eine solche Unternehmensführung war für ihn völliges Neuland und bisher undenkbar gewesen. Aber er war hier in Südafrika, wie sein Schwager schon zu ihm sagte, und nicht in Deutschland. Und in Südafrika galten nun einmal andere Gesetze. Ebenso war die Mentalität der Leute hier eine andere, als in seinem Heimatland. Auch wenn er sich mit den Methoden der Unternehmensführung seines Schwagers nicht so recht anfreunden konnte, beneidete er ihn doch ein wenig. Immerhin galt der Farmbetrieb Ernst van Bloemens in ganz Transvaal als Musterbetrieb. Der mehrere tausend Hektar große Grundbesitz, wovon gute eintausendfünfhundert Hektar bewässert wurden, erhielt in den regionalen Fachzeitschriften allerhöchstes Lob, wie seine Schwester es ihm bereits mehrere Male geschrieben hatte. Und er war nur der einfache, poplige Buchhalter in einem Kaufhaus!

Schier endlos schienen die Zuckerrohrplantagen zu sein. Allein schon die Felder für Zuckerrohrsaatgut waren riesig. Gemüseäcker erstreckten sich vor seinen Augen über eine kaum zu überblickende Fläche. Hauptsächlich waren sie mit Mais und Bohnen bepflanzt. All das bewässerten die gewaltigen Kreiselbewässerungsanlagen, für rund achthunderttausend Mark das Stück aus Deutschland importiert. In einem vierundzwanzigstündigen Rhythmus bewässerte eine Anlage hundertfünfzig Hektar.

Als dann die Mittagszeit nahte, meinte sein Schwager zu ihm: „Es wird langsam Zeit, daß wir zurückkehren, Christian. Gabi wird das Essen bald fertig haben. Und wenn wir nicht pünktlich antanzen, kann sie genauso ungehalten wie meine verstorbene Frau werden.“ Er schlug ein Kreuz. „Gott sei ihrer gütigen Seele gnädig.“ Dann zeigte er auf einen Weg. „Laß uns dort hingehen. Wenn einer meiner Arbeiter mit dem Wagen vorbeikommt, kann er uns mitnehmen. Und für heute nachmittag würde ich

vorschlagen, fahren wir selbst mit motorisiertem Untersatz. Damit du den richtigen Eindruck von der Weite der Farm bekommst.”

„Das wäre nicht schlecht”, war Christian einverstanden. „Aber schon das, was ich bei unserem anderthalbstündigen Fußmarsch gesehen habe, hat einen großen Eindruck auf mich gemacht.”

Van Bloemen lächelte zufrieden, er hörte diese Worte gerne. Auch er liebte es, wenn er Honig um den Bart geschmiert bekam, wie wohl die meisten Menschen.

Nach ungefähr fünf Minuten erreichten sie den Weg. Er wurde von einigen Bäumen und zahlreichen Sukkulenten gesäumt, war gut ausgebaut und eher mit einer Straße zu vergleichen. Fast alle Wege auf dem Farmland waren straßenähnlich.

Es dauerte nicht lange, da hörten sie Motorengeräusch. Beide blieben sie stehen und drehten sich um.

„Na, wer sagt`s denn! Da kommt ja schon einer meiner Bakkies.”

Ein wenig später trat der Fahrer des herannahenden Autos, welches eine Ladefläche hatte, auf die Bremse. Ein kaffeebraunes Gesicht erschien durch das geöffnete Seitenfenster des Bakkies.

„Will der Master und sein Freund mitfahren?”

„Nicht Freund, Enoch. Mein Schwager aus Germany ist das. Von dem ich dir erzählt habe, daß er uns besuchen kommt.”

Enoch verzog seinen großen Mund zu einem breiten Grinsen, das ein wenig unterwürfig wirkte. „Schon verstanden, Master van Bloemen.”

„Du kannst uns beide heimfahren, Enoch.”

„Schon verstanden, Master van Bloemen. Master und sein Schwager mögen bitte einsteigen.” Enoch öffnete die Tür.

Christian und van Bloemen nahmen auf dem Beifahrersitz Platz, auf dem ohne weiteres zwei Mann sitzen konnten, rückten sie dicht zusammen. Und van Bloemen bemerkte: „Wird für uns beide zwar ein bißchen eng hier, aber immer noch besser schlecht gefahren als gut gelaufen. Nicht wahr?”

Christian nickte.

Enoch setzte den Bakkie in Bewegung und beschleunigte ihn. Doch der Lieferwagen, in dem es nur den Führer- und den Beifahrersitz gab, brachte keine volle Leistung.

„Was ist los, Enoch? Warum geht es nicht schneller? Wir haben es eilig!”

„Weiß auch nicht, Master. Aber der Bakkie geht nicht schneller. Ist schon den ganzen Tag so.“

„Dann bring die Mistkarre sofort in die Werkstatt, wenn du uns abgesetzt hast!“

„Jawohl, Master, schon verstanden“, nickte Enoch ehrfurchtsvoll. Der Befehl seines Herrn war ihm heilig. Seine kurzen, drahtig gelockten Haare glänzten im Sonnenlicht, das durch die Scheiben des Bakkies fiel. Auf der Stirn und der breiten Nase standen ihm ungezählte winzige Schweißperlen, die funkelten.

Zu Christian meinte van Bloemen: „Enoch ist einer meiner zuverlässigsten Leute, einer meiner besten Mitarbeiter.“

Enoch nahm bei diesem Lob am Lenkrad eine stolze Haltung ein, seine Augen bekamen einen zufriedenen Glanz. Christian schwieg, seine Aufmerksamkeit galt mehr der Landschaft, als den Worten seines Schwagers. Er war das erste Mal in Südafrika und genoß die für ihn fremdartige Landschaft. In einiger Entfernung sah er einen Baobab. Bislang kannte er den Johannisbrotbaum nur aus Büchern sowie dem Fernsehen. Jetzt aber konnte er den eigenartigen Wuchs dieses Baumes und seine wahren Ausmaße vor Ort bewundern. Es war schon bombastisch!

Durch die geöffneten Seitenfenster drang der Fahrtwind ins Führerhaus und sorgte für eine angenehme Kühle, wenn davon überhaupt geredet werden durfte. Denn es war südafrikanischer Sommer. Auf jeden Fall empfand Christian die Temperaturen nun als angenehmer.

Nach einiger Zeit führte der Weg durch ein Maisfeld, vorbei an einen Jakarandabaum. Und van Bloemen meinte: „Noch knappe fünf Minuten, dann sitzen wir am Mittagstisch. Habe einen Mordshunger.“

Christian fuhr mit den Fingern gerade durch sein braunes welliges Haar. „Darf man fragen, was es Leckeres gibt?“

„Laß dich überraschen, mein lieber Schwager. Aber eines kann ich dir verraten: Deine Schwester ist eine brillante Köchin. Nur deswegen habe ich sie geheiratet.“ Van Bloemen grinste.

„Da erzählst du mir nichts Neues. Gut gekocht hat sie schon lange bevor du sie geheiratet hast. Und ...“ Die weiteren Worte erstickten in seiner Kehle, ihm war, als hätte er im Maisfeld jemanden liegen sehen, nicht weit vom Weg entfernt, auf dem sie mit dem Bakkie fuhren. Und er hatte das eigenartige Gefühl, daß dieser Jemand dort nicht lag, um sich die südafrikanische Sonne auf den Pelz brennen zu lassen. Seine Stimme

überschlug sich fast, als er aufgeregt sagte: „Da im Maisfeld! Da hat gerade einer gelegen!”

Der Bure sah seinen Schwager an, als hätte er ihn nicht verstanden. „Was ist?”

„Im Maisfeld! Da liegt jemand! Ernst, ich habe es ganz deutlich gesehen! Da liegt jemand.”

„Bist du dir da wirklich sicher?”

„Aber ja doch! Wenn ich es dir sage! Vielleicht ist er verletzt!”

„Von wegen verletzt!” schimpfte van Bloemen auf einmal laut. „Das ist bestimmt wieder einer meiner Arbeiter, der seinen Rausch auspennt!” Und wieder leiser werdend, meinte er: „So was ist gar nicht so selten, mein lieber Schwager. Wegen permanenter Trunkenheit habe ich schon so manchen entlassen müssen. Aber das haben wir gleich.” Sich an seinen Fahrer wendend, sagte er: „Fahr zurück!”

„Jawohl, Master, schon verstanden.”

Enoch stieg auf die Bremse, schaltete den Rückwärtsgang ein und setzte den Lieferwagen zurück. - „Master Schwager muß sagen, wann ich halten soll.”

Christian warf ihm kopfnickend einen Blick zu, und nach guten vierzig Metern mußte Enoch den Bakkie stoppen.

„Sieh!” Christian zeigte auf eine Stelle, von der aus ein Trampelpfad ins Maisfeld hineinführte. Etliche Kulturpflanzen waren dort herausgerissen. Und am Ende dieses Pfades bedeckten sie teilweise eine regungslose Gestalt, die im Vorbeifahren leicht übersehen werden konnte.

„Tatsächlich”, meinte van Bloemen gedämpft. „Du hast recht.”

„Sieht aus wie tot, Master.”

„Mach keine Witze, Enoch!”

„Ich glaube, dein Fahrer könnte recht haben, Ernst.”

In Christian stieg ein unangenehmes Gefühl auf. Es grenzte schon fast an Angst. Am liebsten hätte er jetzt seinen Fuß auf das Gaspedal geknallt und wäre abgehauen. Aber er hatte A gesagt und konnte deshalb bei B nicht auf einmal kneifen.

Die drei Männer sprangen aus dem Bakkie, liefen einige Meter in das Maisfeld hinein und legten den teils bedeckten Menschenkörper gänzlich frei.

Ein unheimlicher Schauer überfiel sie, als sie den Toten in seiner Blöße sahen. Die Leiche war völlig nackt. Aber nicht das war es, was die Männer erschauern ließ, sondern der Zustand des Toten, sein Aussehen. Dicke

farblose Adern, als wollten sie aus dem Körper quellen. Ebenso farblos die Haut, als könne man durch sie hindurchsehen. Und auch die Augen! Als schaute man in ein leeres Glas. Aus dem Mund trat ein zähflüssiges rötlich-gelbes Sekret. Dort, wo das Herz des Menschen sitzt, klaffte ein fast faustgroßes Loch. Doch nicht die geringste Spur von Blut.

Entsetzt wandte Christian sich ab. Ihm würgte es im Hals, als müßte er sich jeden Augenblick übergeben. Enoch schlug die Hände über dem Kopf zusammen, brabbelte verängstigt etwas in seiner Stammsprache und rannte zum Bakkie zurück. Nur Ernst van Bloemen ging die Sache gelassener an. Er kniete sich zu der Leiche nieder, um sie genauer in Augenschein zu nehmen. Ein gewisses Maß an Ekel konnte aber auch er sich nicht verkneifen. Der Tote war nicht nur gräßlich anzusehen, es ging auch ein merkwürdiger, penetranter Geruch von der Leiche aus. Und ihm war, als würde das aus dem Mund tretende Sekret verdampfen. Zwar kaum bemerkbar, mit dem bloßen Augen so gut wie gar nicht zu sehen, aber er glaubte sich nicht zu täuschen.

„Seltsam. Verstehst du das, Christian?“

Christian gab keine Antwort. Er hatte mit sich und seinen Gefühlen zu tun. Es war, als kämpfte er gegen eine drohende Ohnmacht an.

„Christian! Verdammt noch mal! Nun stell dich nicht so an!“ Van Bloemen klang verärgert, aber auch hilf- und ratlos. „Tut mir leid, wenn ich dir das nicht ersparen kann. Aber du mußt ihn dir mal ansehen. Und zwar genau.“

„Nein, das kannst du von mir nicht verlangen! Ich habe schon viel zuviel gesehen!“

„Aber hier stimmt was nicht. Ganz und gar nicht. Ich brauche deine Hilfe. Bitte!“

Widerwillig drehte Christian sich um zu seinem Schwager und dem Toten, kreidebleich im Gesicht, die Mundwinkel vor Abscheu nach unten zeigend. Er schüttelte sich am ganzen Körper. Leichen betrachten war völlig gegen seine Natur, und gegen die mußte er nun hart ankämpfen. Er hatte noch nie verstanden, daß es Menschen gab, die es sonntags nach dem Kaffeetrinken aus purer Lust zum Friedhof trieb, um sich in der Leichenhalle an blasse, steife, leblose Körper zu ergötzen. Und dann dieser Geruch! ... Es mußte vom austretenden Sekret stammen.

„Hast du so was schon mal gesehen?“

Christian verneinte kopfschüttelnd. „Ich habe überhaupt noch keinen Toten gesehen. So was ist nichts für mich. Selbst bei Beerdigungen sehe ich sie mir nicht an.“

„Ich meine doch nicht den Toten an sich, sondern sein gesamtes Aussehen. Wie kann ein Schwarzer so farblos sein? Leichenblässe hin, Leichenblässe her. Aber dieser hier ist weit mehr als blaß. Der hat ja so gut wie überhaupt keine Farbe.“

„Vielleicht ... vielleicht hat es was mit einer Vergiftung zu tun. Oder einer Krankheit.“

„Unsinn. Glaube ich nicht. Mir ist jedenfalls kein Gift bekannt, das ein solches Aussehen verursacht. Und eine solche Krankheit ist mir ebenfalls unbekannt. Nein, die Ursache muß eine andere sein.“

„Mich darfst du da nicht fragen. Auf diesem Gebiet bin ich absoluter Dilettant.“

„Und sieh dir das Loch an. Als hätte man das Herz herausgerissen. Aber ohne einen Tropfen Blut. Unmöglich! Ist das nicht seltsam?“

Christian kamen die Magensäfte hoch, schluckte sie aber wieder hinunter. Ihm war, als würde der Anblick des Toten von Sekunde zu Sekunde scheußlicher werden. Ein Wort über die Lippen zu bringen, schien ihm unmöglich, seine Stimmbänder waren wie gelähmt.

„Wenn ich das hier nicht mit meinen eigenen Augen vor mir sähe, würde ich es niemals glauben! Jeden anderen, der mir so etwas erzählte, würde ich für verrückt erklären.“ Der Bure faßte sich an den Kopf und sagte, als zweifelte er an seinen eigenen Verstand: „Oder bilde ich mir das alles nur ein? Spinne ich mir da was zurecht?“ Fragenden Blickes sah er seinen Schwager an und erhoffte sich von ihm wenigstens eine halbwegs auskömmliche Antwort. - „Nun sag doch was!“

Christian aber stand nur da mit zitternden Lippen und klappernden Zähnen, in seinen Knien wurde es immer weicher. Und mit einem Male stürzte er sich Hals über Kopf tiefer in das Maisfeld hinein. Er erbrach sich, konnte seine Gefühle und den Magen nicht mehr unter Kontrolle halten. Laut bellend spie er die inneren Säfte aus. Der seltsame Geruch des Toten prickelte in der Nase und brannte auf der Zunge, er reizte ihn immer wieder zum Erbrechen.

Ernst van Bloemen stand vor einem Rätsel, welches er offenbar unmöglich imstande war zu lösen. Da er von seinem Schwager in dieser Hinsicht keine Hilfe zu erwarten hatte, erhob er sich und bedeckte die Leiche wieder mit den herausgerissenen Maispflanzen.

„Wenn du dich ausgekotzt hast, komm zum Wagen!“ rief er ihm dann zu und machte sich nachdenklich auf den Weg zum Bakkie. Seine Augen waren dabei auf den Boden gerichtet, und nur rein zufällig erfaßten sie ein kleines Steinplättchen zwischen dem Mais.

Van Bloemen blieb stehen. Wie unter einem unsichtbaren Zwang bückte er sich danach, hob es auf. Das Steinplättchen war keilförmig und gerade so groß wie seine Handinnenfläche. Er mußte an einen Holzkeil denken, wie ihn die Zimmerleute bei Einschaltungsarbeiten zum Häuserbau verwenden. Doch nicht allein die Form dieses Steinplättchens war es, was ihn in eine Art Bann zog, vielmehr waren es die Zeichen darauf. Rätselhafte Zeichen. Entweder waren sie eingeritzt oder eingemeißelt worden. Allerlei Gedanken schwirrten ihm durch den Kopf, mit denen er jedoch nichts anfangen konnte. Aber auf jeden Fall hatte er das Gefühl, daß von diesen Zeichen etwas Seltsames ausging, irgend eine seltsame Kraft, die er nicht in der Lage war zu beschreiben.

Langsamem Schrittes setzte er sich wieder in Bewegung.

Als er den Bakkie erreichte, stieg er zu Enoch ins Führerhaus.

Enoch hatte die Arme verschränkt auf dem Lenkrad liegen und das Gesicht darin vergraben, er bebte am ganzen Leib; und als die Tür sich öffnete, sah er auf und gab einen erbärmlichen Eindruck von sich, so als hätte er drei Nächte durchgezecht, ohne einmal auch nur ein Auge zugemacht zu haben. „Tut mir leid, Master, aber jedesmal wenn ich einen Toten sehe, zwickt und zwackt es heftig in meinem Bauch, und in meiner Brust fängt es schrecklich an zu pochen. Und dann wie er aussah! Weiß der Master, warum der tote Mann so aussah, so schrecklich?“

„Nein, keine Ahnung.“

„Ob der tote Mann von einem bösen Zauber getroffen wurde?“

„Quatsch! An einen solchen Unsinn glaube ich nicht. Ich bin ein gottesfürchtiger Mensch, ein überzeugter Christ und weiß, daß es einen solchen Unfug nicht gibt. Ich werde Doktor van der Eik benachrichtigen. Der wird sich den Toten ansehen und schon eine realistische Erklärung dafür haben.“

„Aber es gibt viele Zauber in Afrika, das wissen Sie doch, Master ...“

„In euren Köpfen, Enoch, in euren Köpfen. Nur da existiert er. Aber sag: Kennst du vielleicht den Toten? Einer unserer Arbeiter war er nicht.“

„Nein, Master. Weiß nicht. Er sah so schrecklich aus.“

„Hm!“ brummte van Bloemen unzufrieden, steckte den Kopf durch das geöffnete Seitenfenster des Bakkies und rief laut: „Christian! Nun mach

schon!” Dann warf er einen kurzen Blick auf das Steinplättchen, welches seine Hand die ganze Zeit umklammerte und schob es in die Brusttasche seines kurzärmeligen Baumwollhemdes.

„Master, was war das?” Enochs Augen wurden groß, und der Adamsapfel wippte erregt auf und ab.

„Was meinst du?”

„Was Sie da in die Hemdtasche gesteckt haben.”

„Ach das!” Van Bloemen holte das Steinplättchen aus der Brusttasche wieder heraus und gab es ihm. „Kannst du vielleicht etwas damit anfangen? Es sind lauter Zeichen darauf.”

Enoch starrte gebannt auf das Steinplättchen, welches er nun in seiner zitternden Hand hielt. „Wo haben Sie das her, Master?”

„Gerade gefunden. Hast du es nicht gesehen?”

„Nein, Master, nichts habe ich gesehen, überhaupt nichts. Enochs Augen waren ganze Zeit im Dunkeln. Mußten sich vom schrecklichen Anblick erholen. Bis Sie kamen. Lag es beim toten Mann?”

„Nein. Aber in seiner Nähe.”

„Oh, Master! Habe doch recht gehabt. Das ist ganz böser Zauber.” Furcht lag in Enochs Stimme.

„Unsinn!” knurrte van Bloemen, steckte abermals den Kopf durch das offene Seitenfenster und rief diesmal noch lauter: „Christian, verdammt noch mal, nun komm endlich!” Da sah er auch schon einige Maispflanzen sich bewegen und seinen Schwager kommen. Zu Enoch sagte er: „Wie oft soll ich es denn noch sagen, daß ich an einen solchen Schwachsinn nicht glaube? Es gibt keinen Zauber.”

„Dochdochdoch, Master!” beteuerte Enoch. „Dies ist sogar ein ganz böser Zauber.”

„Du sollst endlich mit diesem Blödsinn aufhören, verflucht noch mal!”

„Ist kein Blödsinn, Master. Überhaupt kein Blödsinn. Dies ist Mande-Zauber. Böser Mande-Zauber.”

Van Bloemen wurde wütend. „Ich scheid was auf deinen Mande-Zauber!” Er riß ihm das Steinplättchen aus der Hand. „Und wenn du nicht augenblicklich dein schwarzes Maul hältst, kommst du Sonnabend vor Gericht!”

„Aber Master ...”

„Du sollst die Schnauze halten, hab ich gesagt!” brüllte van Bloemen genervt. „Und wehe dir, du erzählst diesen blödsinnigen Kram weiter. Ein Wort davon zu den Leuten, und du weißt, was dir blüht!” Mit dieser

Drohung wollte er eine mögliche Unruhe unter seinen Arbeitern vermeiden, denn er wußte, daß sie durchweg alle dem Aberglauben verfallen waren. Und was sie nicht erfuhren, würde sie auch nicht beunruhigen.

„Schon verstanden, Master“, reagierte Enoch eingeschüchtert. Er kannte seinen Herrn nur allzugut und wußte, daß dieser keinen Widerspruch duldete. Und schon erst recht nicht, war er so wütend wie jetzt. Kaum ein anderes Vergehen wurde von ihm so streng geahndet wie Widerspruch und Ungehorsam.

„Das will ich für dich auch hoffen!“ mahnte der Bure streng. „Kommt mir auch nur das geringste zu Ohren, daß du unter den Arbeitern etwas von deinem schwachsinnigen Gequatsche verstreut hast, dann -!“

„Schon verstanden, Master. Kein Wort wird mehr über meine Lippen kommen. Kein einziges.“

„Und auch nicht von dem Toten! Kapiert? Nicht die geringste Andeutung!“

„Schon verstanden, Master. Der tote Mann ist gar nicht tot. Er schläft nur. Ist besoffen und schläft nur. Auch wenn es noch so heftig zwickt und zwackt in meinem Bauch. Und auch wenn es da noch so schrecklich pocht in meiner Brust.“

„Gut so“, meinte van Bloemen ruhiger werdend. „Dann wollen wir kein Wort mehr darüber verlieren.“

„Schon verstanden, Master. Schon verstanden.“

Die Autotür wurde geöffnet, Christian stieg ein. Er setzte sich neben seinen Schwager, der etwas zur Seite rutschte, und schlug die Tür zu.

„Enoch, fahr!“ befahl van Bloemen

„Jawohl, Master, schon verstanden.“

Enoch betätigte den Zündschlüssel. Der Motor sprang ratternd an und schleuderte stinkende, schwarze Rauchwolken aus dem Auspuff.

Der Bakkie fuhr los.

Für eine gute Minute herrschte Schweigen im Führerhaus, das van Bloemen dann brach.

„Es hatte nicht sein sollen, mein lieber Schwager. Aber hier ist nun mal Südafrika und nicht Deutschland, was ich immer wieder betonen muß. Und Tote sind hier leider Gottes keine Seltenheit.“

Christian atmete einige Male tief durch. Er sah erschöpft aus. „Kommt so was denn hier öfters vor?“ fragte er mit schwacher Stimme.

„Auf meiner Farm in der Regel nicht“, versuchte van Bloemen seinen Schwager zu beruhigen. „Aber bei meinen Nachbarn ist so was durchaus an der Tagesordnung.“

„Mein Gott, das ist ja furchtbar!“

„Das ist nicht furchtbar, das ist Südafrika, lieber Schwager.“

„Was war denn nur mit dem Mann? Das Tote so aussehen und so riechen können!“ Wieder mußte Christian würgen, denn der Leichengeruch kehrte in die Nase zurück und hinterlegte auf der Zunge einen pelzigen Belag, jedenfalls kam es ihm so vor. Der Mundgeruch seines Schwagers konnte dagegen mit dem Duft von „Kölnisch Wasser“ verglichen werden. „Fix und fertig bin ich, das kannst du mir glauben.“

„Leichen haben nun mal mit Ästhetik nichts am Hut. Aber für den Zustand des Toten habe ich auch keinerlei Erklärung. Absolut keine. Vielleicht hattest du recht und es hat doch was mit einer Vergiftung zu tun. Doktor van der Eik, ein guter Bekannter von mir, ist ein hervorragender Arzt, der wird sich der Sache schon annehmen. Dann werden wir es genau wissen. Er wird schon eine Erklärung für den Zustand des Toten haben.“ So ganz sicher war Ernst van Bloemen sich da allerdings nicht. Denn so wie der Tote aussah, konnten vielleicht doch Dinge ihre Finger mit im Spiel haben, die er gedanklich nicht zu erfassen vermochte. Er war ein überzeugter Christ, streng katholisch und lehnte strikt jeglichen Aberglauben wie jede andere Religion ab. Aber er kannte schließlich diesen Kontinent und wußte, daß unter den Schwarzen Afrikas manchmal Sachen abliefen, die mit seiner Lebensphilosophie und religiösen Weltanschauung unvereinbar waren.

Da war auch schon das Haus des Farmers zu sehen. Der weiße Putz reflektierte die Sonnenstrahlen und machte es gut sichtbar. Und wenig später fuhr Enoch auf den Granitkies und brachte den Bakkie vor dem Hauseingang zum Stehen.

Christian und Ernst van Bloemen stiegen aus.

„Bring den Wagen in die Werkstatt“, sagte der Bure zu seinem Fahrer. „Und denk vor allem an meine Worte!“

„Jawohl, Master“, nickte Enoch gehorsam, „schon verstanden.“

„Okay, dann los!“ Van Bloemen schlug die Autotür ins Schloß und wandte sich seinem Schwager zu. „Nach dem Mittagmahl wird es dir wieder bessergehen, mein lieber Schwager.“ Er klopfte ihm dabei ermunternd auf die Schulter.

„Eigentlich ist mir jeglicher Appetit vergangen. Ich weiß nicht, ob ich überhaupt einen Bissen runterbekomme.“

„Ach, stell dich nicht so an! Du wirst schon sehen, wie recht ich habe. Allein schon, wenn du das Essen riechst, wird dir ganz anders werden.“ Van Bloemen versuchte, heiter zu wirken.

Beide stiegen sie die Stufen zur Haustür hoch, die von Gabriele van Bloemen, einer etwas molligen Erscheinung mit langen dunkelblonden, bis auf die Schultern reichenden Haaren, geöffnet wurde. Sie hatte durch eines der Fenster ihren Gatten und ihren Bruder kommen sehen. Ihre blauen Augen blickten charakterfest drein.

„Na endlich!“ empfing sie die beiden, als sie in das Haus eintraten. In den Nebenräumen spielten die Kinder. „Das Essen wird schon kalt!“ Ihre Worte klangen ein wenig streng.

Der Farmer gab seiner Frau einen versöhnenden Kuß. „Entschuldige, Liebes, aber es ging nicht pünktlicher.“

Gabriele van Bloemen entging der mitgenommene Gesichtsausdruck ihres Bruders nicht. „Wie siehst du denn aus? Hast du etwa Probleme mit unserem Klima? So etwas soll es ja geben.“ Sie schloß die Haustür. „Oder ist etwas vorgefallen?“

Van Bloemen antwortete anstelle seines Schwagers. „Nicht jetzt, Liebes. Nach dem Essen, wenn wir Erwachsenen unter uns sind.“ Dann schritt er ins Wohnzimmer und sagte noch, bevor er darin verschwand: „Entschuldigt mich für einen Moment, aber ich muß jetzt mit Doktor van der Eik telefonieren.“

„Doktor van der Eik? Hab ich richtig gehört?“ murmelte Gabriele erschrocken. „Dann fehlt dir also doch etwas?“ Sie sah ihren zweiunddreißigjährigen Bruder, der drei Jahre älter als sie war, tief in die Augen und erwartete von ihm eine Antwort.

Christian blieb sie ein zweites Mal erspart, denn Tochter Sarah kam aus dem Eßzimmer gestürmt.

„Papi, Papi!“ rief sie freudig und warf sich ihm mit einem Sprung in die Arme.

Er gab ihr einen dicken väterlichen Kuß auf die Stirn. Dann setzte er sie wieder ab, und Sarah schleifte ihn zum Mittagstisch, der schon feierlich gedeckt worden war. Nur das Essen mußte noch aufgetragen werden.

Da die van Bloemens keine Haushälterin beschäftigten, verrichtete Gabriele alle im Haushalt anfallenden Arbeiten selbst. Nur zum gründlichen Reinemachen kam zweimal in der Woche eine Putzhilfe ins

Haus. So trug sie, unterstützt von ihrer Schwägerin, als alle am Tisch versammelt waren, das Essen auf. Vor sowie nach dem Essen wurde ein Tischgebet gesprochen, worauf der Bure als strenggläubiger Katholik sehr großen Wert legte. Er war der festen Meinung, daß nur demjenigen seine regelmäßigen Mahlzeiten im ausreichenden Maße zustünden, der dem Schöpfer und Herrn auch tagtäglich dafür dankte und hart für sein Brot arbeitete. Nur wer wirklich an Gott glaubte und ihn pries, dem wäre er wohlgesonnen und bekäme den Mittagstisch gedeckt.

„Sieh dir doch die Schwarzen an“, sagte er zu Christian, „die leben doch nur von uns Weißen, weil sie sich selbst nicht ernähren können. Keiner von ihnen glaubt wirklich an den Herrn, unseren allmächtigen Vater. Alle haben sie irgendwelche heidnischen Hirngespinnste in ihren Schädeln. Und deshalb ernährt er sie nicht. Deshalb leben sie von uns.“

Christian gab hierauf keine Erwiderung, er dachte sich nur seinen Teil. Schließlich war es ja nicht die Ewigkeit, sondern nur noch knappe zwei Wochen, die er mit diesem verbohrten Buren auskommen mußte. Und er verstand nicht, wie seine Schwester es mit einem solch religiösen Wahnwitzigen aushielt. Da mußte sie ihn schon wirklich irrsinnig lieben.

Als die beiden Frauen nach dem Essen den Tisch abzuräumen begannen, begaben sich Ernst van Bloemen und Christian ins Wohnzimmer. Dort machte es sich jeder in einem hochlehnigen Sessel bequem. Gemeinsam tranken sie einen trockenen südafrikanischen Weißwein, den van Bloemen einschenkte.

Während der Bure herzhaft den Wein hinunterschlürfte, nippte Christian mehr unappetitlich an seinem Glas, versuchte es allerdings so gut zu verbergen wie er nur konnte. Er war kein Weintrinker, und trockener war erst recht nichts für ihn. Aber das eine Glas würde er schon hinunterbekommen. Mehr beschloß er auch keinesfalls zu trinken. Und als der Wein, der ihm wie Essig vorkam, endlich im Magen verschwunden war, konnte er an nichts anderes mehr denken, als an ein schönes kaltes Bier.

Ja, jetzt ein herrliches Bier! Welches, wäre ihm egal. Hauptsache schön kalt.

Etwas angewidert sah er das geleerte Weinglas an, schüttelte sich ein wenig, was sein Schwager nicht bemerkte und lehnte dankend ab, als der nachfüllen wollte. Daß sein Schwager kein Bier im Haus hatte, war ihm eigentlich unbegreiflich, denn seine Schwester wußte doch ganz genau, daß er Bier- und kein Weintrinker war.

Aber vielleicht war das Bier hier so mies, daß man es ihm nicht zumuten wollte, zu trinken. Sonst hätte Gabi bestimmt welches besorgt, redete er sich schließlich ein. Denn sie wußte ja, daß er nicht jedes Bier trank. Es mußte schon nach dem deutschen Reinheitsgebot gebraut sein.

Schweigend saßen sie eine Weile da. Christian sah seinem Schwager an, daß der überlegte, ihm etwas durch den Kopf schwirrte und zu ordnen versuchte. Bestimmt war es der Tote im Maisfeld. Auch er mußte daran denken.

Eine Gänsehaut breitete sich über seinen gesamten Körper aus.

In den Poren prickelte es so seltsam.

Und er fror plötzlich.

Nach einigen Sekunden war aber alles wieder vorbei.

Fast.

Denn als er vom Wein aufstieß, roch er seinen Atem und wurde kreidebleich.

Leichengeruch - wie der des Toten im Maisfeld.

Aber auch das war schnell vorüber, nach zwei, drei Sekunden war alles wieder normal, als wäre nie etwas gewesen.

Alles nur Täuschung?

Alles nur Einbildung?

Vorsichtshalber hielt er sich die Hände vor den Mund, stieß den Atem hinein und roch.

Nichts. Es blieb alles wie gewohnt. Kein Leichengeruch oder ähnliches. Es roch, wie es riechen mußte. Nach normalem Atem, mit einem Hauch von saurem Wein. Und ganz leicht nach seinem unteren faulen Backenzahn rechts hinten. Aber um den zu riechen, mußte er sich schon genau darauf konzentrieren.

Erleichtert atmete Christian auf. Es war wohl doch alles nur Einbildung.

Van Bloemen hatte von dem allen nichts bemerkt, zu sehr war er mit seinen Gedanken beschäftigt. Abwesend stierte er vor sich hin und nippte am Glas Wein. Und Christian war es nur recht so. Seine Gedanken in der letzten halben Minute waren ja auch geradezu lächerlich gewesen, wie er es sich inzwischen eingestand.

*

Gabriele van Bloemen und Rita Barkowski hatten den Mittagstisch abgeräumt. Das schmutzige Geschirr und Besteck war in der Spülmaschine, und die tat, was sie tun mußte, nämlich Geschirr spülen. So setzten sich die beiden Frauen zu ihren Ehemännern ins Wohnzimmer. Ebenfalls bei einem Gläschen Wein. Nur war ihrer rot und süß. So gehörte es sich nun mal im Hause der Eheleute van Bloemen. Der Mann trank trockenen oder herben Wein, die Frau lieblichen oder süßen.

Anfangs unterhielt man sich über das Zimmer, in dem man saß. Und Rita meinte, daß es wohl dreimal so groß wäre, wie ihr Wohnzimmer in Deutschland, und die im flämischen Stil gehaltene Einrichtung gefiele ihr äußerst gut. Dann kam sie auf die anderen Räume im Haus zu sprechen, anschließend auf den Flug nach Südafrika, daß sie zum ersten Mal den Schwarzen Kontinent betraten sowie die Zugfahrt nach Komatipoort und wie schmackhaft ein süßer oder trockener, lieblicher oder herber Wein sei. Aus diesen für ihn belanglosen Gesprächsthemen hielt Christian sich heraus und quälte sich lieber mit dem Gedanken an ein herrliches kaltes Bier. Erst als das Gespräch in die Richtung steuerte, worüber bei einem Besuch wohl überall geredet wird, nämlich über die Kinder, Verwandten, Nachbarn und Bekannten, nahm er daran teil. Und natürlich wurden in erster Linie die Kinder in den Himmel gelobt. Über die Verwandtschaft, Nachbarn und Bekannten ließ man sich allerdings aus, was das Zeug hielt, kramte nach Negativem in den abgelegenen Winkeln und dunkelsten Ecken, auch wenn es Jahre zurücklag. Hauptsache, es konnte gelästert werden.

„Du wolltest mir doch noch etwas sagen“, erinnerte Gabriele nach einer guten halben Lästerstunde ihren Mann daran, „schon vergessen?“ Es ließ ihr keine Ruhe, weshalb er mit Doktor van der Eik telefonierte hatte.

Van Bloemen machte eine kurze nachdenkliche Pause, bevor er anfangen zu erzählen, von dem Toten im Maisfeld, wie dieser aussah und roch und von dem Steinplättchen mit den Zeichen, und daß er Doktor van der Eik anrufen und darum gebeten hätte, sich den Leichnam einmal anzuschauen.

Als van Bloemen alles gesagt hatte: Schweigen. Eine ganze Minute lang sah man sich nur an.

„Sobald van der Eik kann, will er kommen“, dröhnte dann die dunkle Stimme des Buren durch das Wohnzimmer. „Es wird sich schon alles aufklären.“

Das Telefon läutete.

Van Bloemen erhob sich aus seinem Hochlehner, schritt zum Telefon und nahm den Hörer ab. - Als er ihn wieder auflegte, verkündete er, obwohl es niemandem im Raum entgangen sein konnte, daß sie morgen Besuch bekämen. Graham Benton hätte sich angemeldet. „Aber allein“, wandte er sich an seine Frau, „ohne Barbara. Er hält sich nur geschäftlich hier auf. In ein paar Tagen fliegt er zurück in die Staaten.“ Und zu Christian und Rita meinte er (mehr aber zu Christian): „Graham ist ein Pfundskerl. Ihr werdet ihn sicher mögen. In den Staaten hat er diverse Unternehmen. Von der Papiererzeugung bis zur Porzellanherstellung. Und bei Johannesburg hat er sogar eine Goldmine. Wegen der er übrigens hier ist. Von ihm könntest du noch was lernen, mein lieber Schwager, wenn du mal vorhaben solltest, dich selbständig zu machen. Er ist ein cleverer Geschäftsmann, kann ich dir nur sagen. Stinkreich und mit allen Wassern gewaschen. Ein richtig gerissener Hund, wie man so sagt.“

Graham Benton. Dieser Mann war ab sofort das Gesprächsthema. Der Tote im Maisfeld schien vergessen, ebenso Doktor van der Eik, auf dessen Kommen man wartete, und seinen Bericht. Van Bloemen hatte ihm die Stelle genau beschrieben, wo der Tote lag. Van der Eik wollte sich den Leichnam erst einmal allein ansehen. Einen Grund hierfür hatte er nicht genannt. Aber van Bloemen war es lieber so. Er war keinesfalls erpicht darauf, ein weiteres Mal in die Nähe des Toten zu kommen. So hatte er auch nicht weiter nachgehakt. Es war ihm völlig gleichgültig, welche Gründe van der Eik für sein Verhalten aufführte.

Als der Abend nahte, klingelte es.

Gabriele öffnete die Haustür. Es war Doktor van der Eik. Sie bat ihn ins Wohnzimmer.

Nachdem van der Eik alle freundlich begrüßt hatte, nahm er Platz und räusperte sich verlegen. Er war ein kleines schwächtiges Kerlchen, auf dessen Nase eine goldumrandete Brille ritt.

„Was ist nun, Doktor?“ drängelte van Bloemen, ihm dauerte es zu lange, bis van der Eik zur Sache kam.

„Ja, wissen Sie ...“ Erneut räusperte van der Eik sich verlegen. „Ich weiß nicht so recht, wie ich es Ihnen beibringen soll. - Aber von einem Toten, wie Sie es mir sagten, war nichts zu sehen. Keine Spur.“

„Was?!“ Van Bloemen warf einen schnellen Blick zu Christian, sah ihn mit offenem Mund dasitzen, wie er ungläubig dreinblickte, daraufhin bewegten sich seine Augen zu seiner Frau und seiner Schwägerin, die Mienen machten, als wüßten sie nicht, wem und was sie glauben sollten.

Dann wandte er sich wieder van der Eik zu, der unsicher auf seinem Hinterteil hin und her rutschte. „Das kann nicht sein, Doktor. Sie müssen sich täuschen. Sie müssen am falschen Ort gewesen sein.“

„War ich aber nicht. Sie haben mir die Stelle so präzise beschrieben, daß ich sie niemals verfehlen konnte. Und daß ich Ihre Farm recht gut kenne, wissen Sie ja. Und es gibt auf ihr nur diesen einen Jakarandabaum, von dem sie erzählten. Unweit davon fand ich auch die Stelle mit den herausgerissenen Maispflanzen, mit denen Ihre Leiche angeblich zum Teil bedeckt gewesen sein soll.“

„Angeblich, angeblich!“ knurrte der Farmer verstimmt. „Weder angeblich, noch ist es meine Leiche!“ Van der Eiks Gerede ging ihm schlicht und einfach auf die Nerven. Er glaubte ihm einfach nicht und unterstellte ihm Nachlässigkeit. Ja, der gute alte Doktor van der Eik wurde langsam nachlässig. Er hatte sich nicht die Mühe gemacht, richtig nachzusehen. Anders konnte es nicht sein. „Fragen Sie doch meinen Schwager.“ Er zeigte auf Christian. „Und meinen Fahrer Enoch können Sie ebenfalls fragen. Alle drei haben wir ihn gesehen, den Toten. Und nicht nur das. Auch gerochen haben wir ihn, diesen widerlichen Leichengeruch. Mir wird jetzt noch schlecht, wenn ich daran denke. Und da wollen Sie mir jetzt weismachen, alles sei nur Einbildung gewesen?“

„Aber wenn ich es Ihnen doch sage!“

„Sie können mir viel erzählen, wenn der Tag lang ist.“

„Überzeugen Sie sich doch selbst. Fahren wir doch ganz einfach hin.“

„Genau das werden wir auch tun.“ Van Bloemen sprang auf. „Kommst du mit, Christian?“

Abermals den Toten sehen und riechen? Christians Gesichtsfarbe wurde käsig. Er glaubte dem Doktor ebensowenig wie sein Schwager. Auch er war überzeugt davon, daß dieser van der Eik sich irrte und am falschen Ort gewesen sein mußte. Und erneut kam es ihm so vor, wenn auch nur für eine Sekunde, als stiege der penetrante Leichengeruch in seine Nase, glaubte sogar wieder den pelzigen Belag auf der Zunge zu spüren. „Muß das unbedingt sein?“ antwortete er mit einer Gegenfrage und erhoffte sich ein Nein.

Aber dem war nicht so, ganz im Gegenteil. „Ja!“ sagte van Bloemen so bestimmt, als wäre es ein Befehl. „Es wäre mir äußerst lieb, wenn ich einen Zeugen hätte.“ Van der Eik sah er kurz aus den Augenwinkeln scharf an. „Eigentlich muß ich sogar darauf bestehen.“

Van der Eik bemerkte zwar den scharfen Blick, den er wohl auch bemerken sollte, sagte aber nichts.

Christian wagte nicht, dem Wunsch seines Schwagers, der nach einem Befehl klang, zu widersprechen. Widerwillig nickte er: „Also gut, wenn es denn unbedingt sein muß.“ Insgeheim hoffte er aber immer noch, daß sein Schwager gnädig zu ihm sein würde und umdachte.

Aber der zerstörte ihm diese Illusion nun endgültig. „Es muß sein!“ drang es ihm so autoritär ins Ohr, als bliebe ihm jegliche Alternative versagt.

Christian fehlte die Kraft, sich den Worten seines Schwagers zu widersetzen. Vielleicht weil er es nicht anders kannte, als Anweisungen entgegenzunehmen. Schließlich war er ja nur ein kleiner popliger Buchhalter, ein schlichter Befehlsempfänger, wie er sich oft selbst bezeichnete. Und so stand er widerwillig auf. Seine Knie schlotterten ein wenig, als er die Beine in Bewegung setzte. Und er hoffte, was er aber keinesfalls glaubte, daß der Doktor recht behielte: sie kämen hin, und der Tote wäre verschwunden. Und mit einem Male überrollte ihn ein schauerliches Gefühl.

Mußte er sich denn vor einem Toten fürchten?

*

„Tatsächlich. Nichts. Absolut nichts. Als wäre nichts gewesen“, murmelte van Bloemen. Er konnte es nicht fassen. Und Christian war sprachlos. Sie waren mit Doktor van der Eik in dessen dunkelblauen Kombi zu dem besagten Ort gefahren.

Über dem Maisfeld lag eine gespenstische Stille. Die hereinbrechende Abenddämmerung lockte die ersten Nachtfalter aus ihren Verstecken. Wie angestoßen tanzten sie in der Luft, flatterten hektisch herum. Die Stelle jedoch, wo die drei Männer standen, mieden sie. Als hielte sie etwas von diesem Ort fern.

„Nicht daß Sie denken, mein Schwager und ich, wir spinnen, Doktor, aber hier hat heute mittag ein Toter gelegen. Gott ist unser Zeuge.“ Van Bloemen war aufgeregt, fast völlig aus dem Häuschen. „Genau hier, wo ich stehe, lag er. Und wenn Sie wollen, fragen Sie Enoch, er wird es Ihnen gleichfalls bestätigen. Er ist, wie ich Ihnen schon sagte, einer meiner Fahrer und war dabei, als wir die Leiche entdeckten.“

„Ich will das alles ja auch gar nicht anzweifeln. Aber Fakt ist doch schließlich, daß von einer Leiche hier weit und breit nichts zu sehen ist. Überhaupt keine Spuren. Haben Sie vielleicht eine Erklärung dafür?“

Der Farmer gab keine Antwort, er hatte auch gar nicht hingehört, als van der Eik zu ihm sprach. Zu sehr war er mit seinen Gedanken beschäftigt. Denn nichts deutete darauf hin, daß hier ein Toter gelegen oder jemand ihn von hier fortgeschafft haben könnte, es gab keinerlei Spuren. Außer ihre eigenen, den Pfad ins Maisfeld sowie die herausgerissenen Kulturpflanzen. Und panikartig suchten seine Augen in der hereinbrechenden Abenddämmerung nach irgendwelchen Hinweisen, die er glaubte übersehen zu haben. Er strengte seine Augen dabei so sehr an, daß sie ihm zu tränen anfangen. Doch vergebens, nicht das geringste konnte er entdecken.

„Ich glaube, mein Verstand setzt aus!“ keuchte der Bure, auf dessen Stirn sich große Schweißperlen angesammelt hatten. „Wie ist das nur möglich?“ Hilfesuchend sah er seinen Schwager an. „Nun sag doch was!“

„Woher soll - soll ich das wissen!“ Christian brachte diesen Satz nur mühevoll heraus. Die Schweißperlen standen ihm gleichermaßen auf der Stirn, rollten ihm ins Gesicht. Es hing eine bedrückende Schwüle über dem Maisfeld, und die Erregung brachte sein Blut in Wallung. Ihm war leicht schwindelig und in seinen Knochen steckte ein kodderiges Gefühl. Er wußte nicht, was er denken und sagen sollte, ihm war, als breitete sich eine gähnende Leere in seinem Hirn aus. Obwohl ihm alles unbegreiflich war, war er doch froh, daß es einen Toten anscheinend nicht mehr gab. Und irgendwie kam es ihm so vor, als wäre alles nur ein übler Traum gewesen. Doch er hatte nicht geträumt, das wußte er. Er hatte leibhaftig vor der Leiche gestanden. Und der penetrante Geruch haftete immer noch in seiner Nase, er brauchte nur daran zu denken. Und dieser Zwiespalt, daß es ihm einerseits vorkam wie ein Traum und andererseits doch Realität war, machte ihm zu schaffen.

„Das kann niemals mit rechten Dingen zugehen!“ murmelte van Bloemen mehr zu sich selbst, als er von seinem Schwager nicht die erwartete Hilfe bekam. Dann fiel ihm plötzlich das Steinplättchen ein, welches noch in der Brusttasche seines Hemdes steckte.

Hastig griff er hinein und reichte es dem Doktor.

„Was ist das?“ fragte van der Eik, als er das Steinplättchen entgegennahm.

„Sehen Sie sich mal die Zeichen darauf an.“

„Hm, hm! Sehe schon!“ murmelte der Doktor, das keilförmige Steinplättchen betrachtend. „Sind eingeritzt. Scheinen religiöse Symbole zu sein. - Und?“

„Ich habe es hier gefunden. Nur ein paar Meter von der Leiche entfernt.“

„Ich weiß nicht, worauf Sie hinauswollen.“

„Mein Fahrer Enoch meinte, dieses Steinplättchen, oder vielmehr diese seltsamen Zeichen darauf, hätten was mit einem Zauber zu tun. Er sprach von einem bösen Zauber. Mande-Zauber, oder so ähnlich, sagte er. Ja, doch, Mande-Zauber nannte er es.“

„Aah, jetzt dämmert`s mir!“ sagte der Doktor. „Sie meinen, dieser Zauber hätte was mit dem Verschwinden Ihres Toten zu tun?“

Van Bloemen wurde etwas verlegen. Wie konnte er als strenggläubiger Katholik auch nur andeuten, schwarzer Aberglaube könnte die Hand mit im Spiel haben. Deshalb schob er schnell nach: „Nicht ich, Doktor, mein Fahrer Enoch meinte, der Tote hätte was mit dem Zauber zu tun.“

Van der Eik lachte. „Sie werden doch wohl nicht an einen solchen Unsinn glauben, mein Guter!“

„Wo denken Sie hin, Doktor! Ich bin doch kein Gotteslästerer, das wissen Sie. Aber Enoch beharrte so energisch auf diesen Zauber, daß ich ihm den Mund verbieten mußte. Er war innerlich so aufgewühlt, daß er mit seinem Gerede meinen ganzen Arbeitern Angst eingejagt hätte. So mußte ich ihm auch noch absolutes Redeverbot erteilen, auch nur ein Wort über den Toten zu verlieren.“

„Alles Quatsch, das mit dem Zauber“, lächelte van der Eik geringschätzig. „Welch ein Unsinn! Natürlich gibt es einen Zauber, viele Zauber sogar, in den Religionen der Schwarzen. Aber es ist kein wirklicher Zauber, verstehen Sie. Alles nur Einbildung. Er existiert nur in den Köpfen der Eingeborenen dieses Kontinents. In ihren primitiven Gehirnen. Aber das brauche ich Ihnen wohl nicht zu erzählen.“

„Natürlich nicht, Doktor. Aber ich hätte trotzdem gerne gewußt, was es mit dem Steinplättchen auf sich hat. Irgendeine Bedeutung muß es ja haben. Und ich will wissen, was auf meinem Grund und Boden vorgeht.“

„Hm! Nun ja, gut. Ich verstehe Sie. Wenn es Sie beruhigt, werde ich Professor Vincent aufsuchen. Er versteht sich ausgezeichnet auf afrikanische Mythologien. Ich dagegen bin auf diesem Gebiet absoluter Laie. Habe auch keinerlei Interesse daran, mich näher damit zu

beschäftigen. Woran die Schwarzen glauben, halte ich schlicht und einfach für Unfug.“

„Professor Vincent aufzusuchen, dafür wäre ich Ihnen sehr verbunden, Doktor.“

Van der Eik winkte ab. „Ach was! Betrachten Sie es als Freundschaftsdienst. Eine Hand wäscht die andere. Schließlich haben Sie mir ja auch vor einiger Zeit geholfen, als ich dringend einen etwas größeren Kredit brauchte.“ Und schmunzelnd fügte er hinzu: „Aber wie es kommt, daß Leichen sich sozusagen in Luft auflösen, das weiß sicher auch Professor Vincent nicht.“

„Machen Sie sich ruhig lustig über uns!“ rutschte es van Bloemen betonungslos über die Lippen, er wußte nicht, ob er es von der heiteren oder verbitterten Seite betrachten sollte. Aber er konnte van der Eik inzwischen gut verstehen, daß der ihnen die Geschichte mit dem Leichnam so ohne weiteres nicht abnahm. Hätte er den Toten nicht mit eigenen Augen gesehen, er das alles selbst nie und nimmer glauben würde.

Van Bloemen und van der Eik wechselten noch einige Worte. Dann stiegen die drei Männer in den dunkelblauen Kombi.

Während der Rückfahrt sann Christian nach. Ihm wollte das alles kaum noch aus dem Kopf. Unentwegt beschäftigte er sich mit den Ereignissen des Tages. Von den Mythologien Afrikas hatte er keinen blassen Dunst und konnte damit überhaupt nichts anfangen. Ihn beschlich das unangenehme Gefühl, daß das rätselhafte Verschwinden des Leichnams sie noch eine ganze Weile beschäftigen würde.

Zumindest ihn.

*

Als er Stunden später im schwachen Licht der Nachttischlampe neben seiner Frau im Bett lag, quälten ihn die Gedanken immer noch. Gänsehaut bedeckte in regelmäßigen Abständen seinen gesamten Körper. Immer wieder sah und roch er den Toten.

„Was ist mit dir, Chris?“ fragte Rita besorgt, die sich eng an ihn schmiegte.

„Ach nichts, Schatz.“

„Du kannst mir nichts vormachen. Es ist der Tote im Maisfeld. Hab ich recht? Und daß er verschwunden ist.“

„Ja“, gestand er leise.

Sie gab ihm einen Kuß und meinte: „Du nimmst das viel zu ernst. Was geht es uns an? Der Tote ist weg, na und?“

„Du sagst das so leicht. Du hast ihn ja auch nicht gesehen. Und warum war er nicht mehr da, spurlos verschwunden, einfach weg?“

„Vergiß ihn einfach, deinen Toten. Was hast du damit am Hut? Du kannst eh nichts dran ändern. Außerdem sind wir in knapp zwei Wochen wieder zu Hause, dann ist dein Toter sowieso weit weg vom Schuß.“ Sie gab ihm einen zweiten Kuß und sagte: „Ich schlafe jetzt. Mit dir ist ja heute doch nichts mehr anzufangen.“ Sie drehte sich auf die andere Seite. „Gute Nacht.“ Es klang ein wenig unzufrieden.

„Gute Nacht“, erwiderte er abwesend, weiter seinen Gedanken nachhängend.

Bis tief in die Nacht hinein - Rita war schon lange eingeschlafen - grübelte er über die Vorkommnisse nach.

Mande-Zauber!

Oft erklang dieses Wort in seinen Ohren. Und er fragte sich, warum?

Vielleicht weil es so fremdartig, so merkwürdig klang?

Eine Erklärung wäre es.

Als Christian endlich einschlief, tauchten in seinen Träumen Menschen auf. Menschen, die Masken trugen. Häßliche Masken, richtig widerliche Fratzen. Und diese Menschen waren Eingeborene, Ureinwohner des Kontinents. Wild tanzten sie umher. Begleitet von dumpfem Getrommel und rhythmischem Gesang. Und dann sah er Tote. Überall. Sie lagen in Büschen, hingen an Bäumen, spießten auf Pfählen. Gräßlich sahen sie aus, richtig abscheulich. So wie der Tote im Maisfeld. Und der Geruch, der von den Toten ausströmte! Ekelhaft! Und zwischen diesen Toten tanzten die maskentragenden Menschen. Sie tanzten immer wilder. Immer wilder klopfen sie auch die Trommeln, und immer wilder erklang der Gesang: Mande! Mande! Mande! ...

Christian schreckte hoch. Auf seiner Stirn stand dicker Schweiß. Er warf einen Blick zu Rita. - Die lag neben ihm und schlief. Tief und fest.

Erleichtert atmete er auf. Gott sei Dank war es nur ein Traum gewesen, ein schrecklicher Alptraum. Die Bilder vor seinen Augen waren verschwunden. Ebenso hörte er kein Trommeln und Singen mehr. Im Haus war es mucksmäuschenstill.

Langsam ließ er sich in das Kopfkissen zurückfallen. Da noch das Licht der Nachttischlampe brannte, streckte er den Arm aus und drückte auf den Schalter. Augenblicklich wurde es dunkel, und er schloß die Augen.

Krampfhaft versuchte er, seine Gedanken in eine andere Richtung zu lenken. Was ihm letztlich auch gelang. Er dachte an Graham Benton. Zum ersten Mal in seinem Leben sollte er einen Millionär, einen waschechten Multimillionär kennenlernen. Und auf diese Bekanntschaft war er wirklich gespannt. Er freute sich auf einmal sogar darauf. Er als kleiner popliger Angestellter sollte einen richtigen Multimillionär kennenlernen. Wenn das nichts war! Ja, was würden wohl seine Bürokollegen und -kolleginnen sagen, wenn er ihnen davon erzählte? ...

Nach einer Weile schlief er dann wieder ein.

2

„Mami, Mami! ...“ Sarah weinte und rannte zu ihrer Mutter.

„Was ist denn nun schon wieder?“ Ritas Nerven waren reichlich strapaziert, denn nicht zum ersten Mal kam an diesem Tag ihre fünfjährige Tochter weinend zu ihr gelaufen. „Mußt du denn immerzu nur heulen?“

Sie nahm Sarah auf den Schoß und tupfte ihr mit dem Taschentuch die Tränen von den Wangen.

Sarah schluchzte. „Es ist so langweilig.“

„Und warum ist es so langweilig?“

„Ich habe keinen, mit dem ich spielen kann.“

„Aber sicher hast du jemanden, mit dem du spielen kannst“, versuchte sie ihre Tochter zu beruhigen. „Spiel doch mit Maike.“

Sarah zog einen Flunsch. Mit kindlich hoher Stimme piepste sie: „Maike ist blöd.“

„Warum ist Maike blöd? Sie ist genauso alt wie du. Ihr könnt doch so schön zusammen spielen.“

„Maike ist blöd“, wiederholte Sarah. „Die versteht mich ja überhaupt nicht, wenn ich was sage. Und die spricht so komisch.“

Rita seufzte genervt. „Aber Kindchen! Ich habe dir doch schon tausendmal gesagt, daß deine Cousine und deine Cousins anders sprechen als wir. Das ist ihre Sprache. Alle Menschen sprechen hier so. Und Tante Gabriele kann wie wir sprechen, weil sie Papis Schwester ist. Und Onkel Ernst, weil er mal unsere Sprache gelernt hat. Wir sind hier in einem anderen Land. Und in jedem Land wird anders gesprochen. Maike sagt zum Beispiel wieder, daß du komisch sprichst. Aber auch wenn man keine

gemeinsame Sprache spricht, so kann man sich doch irgendwie miteinander verständigen, und schon erst recht zusammen spielen.“

„Ich habe aber keine Lust!“ quiekte Sarah. „Maike versteht mich nicht. Und das macht keinen Spaß.“ Erneut rollten ihr Tränen über die Wangen. „Mit keinem kann ich spielen. Wann fahren wir wieder nach Hause?“

„Aber Kindchen! Wir sind doch gerade erst den vierten Tag hier. Ein bißchen mußt du dich schon noch gedulden.“

„Mami?“ Sarah sah ihre Mutter mit verweinten Augen bittend an. „Spielst du mit mir?“

„Ach, Kindchen!“ seufzte Rita. „Deine Mutter braucht jetzt erst einmal Ruhe. Die hat den ganzen Vormittag genug zu tun gehabt. Verstehst du? Nachher, heute nachmittag, da spielen wir beide. Und Maike auch. Alle drei spielen wir dann zusammen, ja?“

Sarah nickte.

„Du wirst sehen, daß man auch miteinander spielen kann, wenn der andere eine andere Sprache spricht.“

Sarah rollte ihre Augen, sie überlegte. „Mami?“ sagte sie.

„Ja, Kindchen, was ist?“

„Warum kannst du alle verstehen?“

„Aber Kindchen, deine Mami kann nicht alle verstehen.“

„Doch“, erwiderte Sarah, leckte sich die Lippen und fummelte mit den Fingern an ihren langen Zöpfen.

„Aber nein, dem ist nicht so, Kindchen. Ich verstehe nur Onkel Ernst und Tante Gabriele.“

„Maike, Rudi und Frederik nicht?“

„Ja. Maike, Rudi und auch den kleinen Frederik nicht, wenn der was sagt. Die sprechen alle Afrikaans. So nennt sich ihre Sprache. Onkel Ernst und Tante Gabriele sprechen auch Afrikaans. Aber auch das Englisch, wie Papi.“

„Und du? Kannst du auch das sprechen, was Papi spricht?“

„Nicht richtig. Nur ein ganz wenig. Aber verstehen, was gemeint ist, das kann ich besser.“

„Und Onkel Graham?“

„Der spricht nur Englisch. Aber er ist nicht dein Onkel, sondern ein Freund von Onkel Ernst.“

„Wann kommt er denn mit Papi und Onkel Ernst wieder?“

„Morgen, Kindchen.“

„Sind sie weit weggeflogen mit dem Hubschrauber?“

„Oh ja.“

„Und wohin?“

„Nach Johannesburg.“

„Johannesburg?“

„Ja. Das ist eine Stadt. Eine sehr große Stadt. Die heißt so.“

„Und morgen kommt Papi wieder?“

„Ja, Kindchen, so hat er es gesagt.“

„Mami?“

„Ja.“

„Darf ich nach draußen?“

„Aber natürlich, Kindchen.“

Sarah sprang vom Schoß ihrer Mutter und rannte aus dem Zimmer. „Bleib aber vor dem Haus, lauf nicht weg! ...“ hörte sie sie noch rufen. „Ja!“ rief Sarah übermütig zurück, und es war ihr kaum anzusehen, daß sie soeben noch geweint hatte. Und gerade war sie draußen angelangt, da hatte sie die mahnenden Worte ihrer Mutter schon vergessen.

*

Graham Bentons Privathubschrauber flog hoch über Südafrikas größter Stadt.

„Da unten, mein lieber Schwager, das ist Johannesburg. Oder auch Joburg, wie wir sagen.“ Ernst van Bloemen mußte laut sprechen, um verstanden zu werden. Motor und Rotor machten einen höllischen Lärm.

Christian sah hinunter. Die Straßen erschienen ihm wie Schachbrettmuster, die Häuser wie Gebirge aus Spannbeton und Glas. Das Spiegelglas der Wolkenkratzerfassaden reflektierte das Sonnenlicht. Gewaltige Blechströme schoben sich unten träge vorwärts. Dies war also die Stadt, die von Gold auf Gold gebaut wurde.

Johannesburg, mit einer Ausdehnung von ungefähr fünfhundertzehn Quadratkilometern, an den Hängen des Witwaterrandes liegend, galt immer noch als Symbol des Goldrausches und des schnellen Geldes. Die über hundert Jahre alte Stadt hatte die Vergangenheit längst unter sich begraben und präsentierte sich wie eine amerikanische Millionenstadt. Wolkenkratzer, Highways, Hotelpaläste, Einkaufszentren, prahlerische Verwaltungsgebäude von Industriefirmen, Versicherungen und Banken, das war das Johannesburg, das Christian Barkowski nun überflog. Nie hätte er

es sich träumen lassen, daß dies einmal Wirklichkeit werden sollte. Und auf den Anhöhen lagen die Wohnsitze der Betuchten.

Das Gold lag in beträchtlichen Mengen unter der Stadt. Die weißen staubigen Abraumhalden des Goldbergbaues vermittelten dem Betrachter nur wenig davon, daß etwa hundert Tonnen Erz ans Tageslicht gebracht werden mußten, um ein Kilo Gold daraus zu gewinnen.

Der Helikopter ging ein Stück tiefer, als sie sich dem südwestlichen Stadtrand näherten. Deutlicher waren jetzt die Abraumhalden zu sehen.

„Seit einiger Zeit werden bessere chemische Prozesse für das Herauslösen des Goldes entwickelt“, erklärte Graham Benton, der auch der Pilot war. Er flog seinen Helikopter stets selbst; nur ungern überließ er ihn jemand anders. „Deshalb erhalten die Halden eine zweite Goldwäsche. Denn der Abraum enthält immer noch so viel Gold, daß es sich lohnt.“

„Nur verlieren sie leider dadurch ihre schöne typische Goldfarbe“, meinte der Bure etwas bedauernd.

Graham Benton, schwergewichtig, lachte ächzend. „Mann, Ernst, nun werd bloß nicht sentimental. Lieber ein nach Gold glänzender Geldbeutel, als eine goldig anmutende nutzlose Schutthalde. Das ist jedenfalls meine Philosophie.“

Johannesburg blieb hinter ihnen. Und einige Zeit später setzte Graham Benton den Hubschrauber zur Landung an.

Ein sanfter Ruck, der Helikopter hatte den Boden erreicht. Das Motorengeräusch verstummte, der Rotor kam zu stehen.

„Da wären wir“, grunzte der schwergewichtige Amerikaner.

Die drei Männer stiegen aus dem Cockpitt und betraten den Rasenteppich des Landeplatzes.

Graham Benton wischte sich mit einem Taschentuch den Schweiß von der Glatze und aus dem Gesicht. „Oh Mann, diese afrikanische Sonne!“ stöhnte er. „Bevor ich euch meine Mine zeige, nehmen wir erst einmal einen kühlen Drink zu uns.“

Van Bloemen und Christian hatten dagegen nichts einzuwenden. Auch sie hatten während des Fluges Durst bekommen. Und ein erfrischendes Getränk wäre jetzt genau das richtige.

In einem der Büros des Verwaltungsgebäudes der Benton Limited Company wurde eine eiskalte Cola getrunken. Dann ging es zur Besichtigung des Minengeländes.

„Die Schächte hier am Witwatersrand sind die tiefsten der Welt“, meinte Graham Benton erklärend zu Christian. „Sie sind tiefer, als der

Montblanc an Höhe mißt. Meine Schächte sind zum Beispiel bis zu fünftausend Meter tief.”

„Fünftausend?“ Christian war sichtlich erstaunt. Das Geschäft mit dem Gold bedeutete für ihn völliges Neuland. Und schon erst recht, wie das gelbe Metall gewonnen und hergestellt wurde. Der Amerikaner hatte ihm gestern bei einem kleinen Umtrunk im Hause seines Schwagers das Angebot gemacht, seine Goldmine zu besichtigen. Und natürlich hatte er zugestimmt. Denn eine solche Gelegenheit würde sich ihm wohl kaum ein zweites Mal bieten. Und sie nicht zu nutzen, wäre ganz schön dumm gewesen. Nur Rita schlug das Angebot des Geschäftsmannes aus. Unter keinen Umständen könne sie ihre Tochter alleine lassen, hatte sie gesagt. Doch Christian wußte, daß dem keineswegs so war. Er kannte den wahren Grund der ablehnenden Haltung seiner Frau. Er wußte, daß sie damit gegen die Ausbeutung der schwarzen Minenarbeiter protestierte, auch wenn sie sich davor hütete, es offen auszusprechen. Aber ihm war es egal. Wurden die Schwarzen nicht auch von seinem Schwager ausgebeutet? Und er selbst als Angestellter in der Firma: war das keine Ausbeutung?

„Wissen Sie überhaupt, was so ein Minenschacht kostet?“ grunzte der schwergewichtige Amerikaner, der stolze hundertfünfzig Kilo auf die Waage brachte.

„Keine Ahnung, Mister Benton. Nicht die geringste.“

„Ein ganzer Schacht an die ...“, Graham Benton überlegte kurz, bevor er weitersprach: „... so an die sechshundert Millionen in der Währung ihres Landes.“

„Sechshundertmillionen Mark? Donnerlüttchen! Das ist wirklich ein gewaltiger Brocken.“

Der Amerikaner nickte. „So ist es. In den Bergbau muß viel investiert werden, schwindelerregende Summen, wie Sie sehen.“ Er schritt nun voran, übernahm die Spitze der kleinen Gruppe und zeigte auf eine Schar Grubenarbeiter mit weißen Helmen und blauen Overalls. „Laßt uns dort mal hingehen. Die jungen Schwarzen beginnen gerade mit der Ausbildung.“

Die zwanzig Auszubildenden, alles Gastarbeiter aus Lesotho, Botswana und Swasiland, blickten auf eine Reihe diverse Werkzeuge. Auf einer Platte aus Beton lagen sie vor ihnen ausgebreitet.

„Fosholo!“ sagte der Ausbilder laut und zeigte auf eine Schaufel.

„Fosholo!“ wiederholten die Azubis ebenso laut den Namen des Werkzeuges.

So ging der Ausbilder der Reihe nach sämtliche Werkzeuge durch, wobei er jedesmal den Namen rief und auf den entsprechenden Gegenstand zeigte. Und jedesmal wiederholten die Azubis den Namen des Werkzeuges.

„Sie lernen Fanakolo, eine Verkehrssprache der hiesigen Bergbauindustrie. Und zu der Ausbildung gehört nicht nur das Erlernen der Minensprache, sondern auch ein Konditionstraining. Erst wenn das erfolgreich abgeschlossen ist, dürfen sie bei mir arbeiten und bekommen einen Vertrag.“

„Konditionstraining?“

„Sie haben richtig gehört, Mister Barkowski. Konditionstraining. Wer dabei aufgibt, kann von einem Vertrag nur träumen. So bleibt gewährleistet, daß die Männer ihre Arbeit auch schaffen, ihre Leistung bringen. Schlaffheinis können wir hier nämlich nicht brauchen. Aber das werden Sie nachher noch sehen, wie die Kondition trainiert wird.“

Der Amerikaner führte Christian und den Buren weiter über das Gelände der Goldmine. Maschinenhäuser, Fördertürme, Erzzwischenlager, Brech- und Sortieranlage, Mühle, chemische Aufbereitung, Filteranlage, Schlammdeponie, Flammofen, ... es gab viel zu besichtigen. Auch wie das Gold bei einer Temperatur von über tausend Grad Celsius aus der Schmelze in Formen floß und nach dem Erkalten die Barren gereinigt und gestempelt wurden.

Auf einer Grafik bekam Christian das Raumschema eines Goldbergwerkes zu sehen.

„Von den Förderschächten gehen zahlreiche Querschläge zum schrägliegenden Goldflöz aus“, erklärte der Minenbesitzer und zeigte auf die entsprechenden Stellen der Grafik. „Und hier in den ebenfalls schrägverlaufenden Stollen wird das goldhaltige Gestein abgebaut. Die Goldreefs haben eine Neigung von zwanzig bis fünfundzwanzig Grad. - Apropos Grad: Bei einer Tiefe von fünfhundert Metern beträgt die Gesteinstemperatur an die dreißig Grad Celsius. Bei dreitausend sind es bereits erheblich mehr. Je tiefer es geht, desto höher klettert die Quecksilbersäule des Thermometers.“

„Ganz schön heiß da unten“, meinte van Bloemen.

Graham Benton lachte kratzig, wischte sich zum ungezählten Male den Schweiß aus dem Gesicht, fuhr anschließend mit dem Taschentuch über seine Glatze und sagte: „Auf jeden Fall ein bißchen heißer als hier oben, Ernst. Arbeiten würde ich da unten nicht. Keine zehn Pferde würden mich da runterkriegen.“

Gegessen - es war schon zu fortgeschrittener Mittagsstunde - wurde in der Kantine. NUR FÜR WEISSE. Schilder machten dies unmißverständlich deutlich. So konnte Christian auch nirgends an den Mittagstischen Angestellte oder Arbeiter mit dunkler Hautfarbe sehen. Wahrscheinlich gab es für sie eine separate Kantine. Aber er fragte nicht weiter danach, ließ sich das Essen bei einem Glas kalter Cola einfach gut schmecken.

Nach dem Essen ging es in eine Halle. Miefige Luft herrschte darin. Von den Wänden bröckelte bereits der Putz. Schwarze, die Minenarbeiter werden wollten, stiegen immer dieselbe Steinstufe auf und ab. Ein Aufseher bestimmte das Tempo. Der schwergewichtige Amerikaner aus Kalifornien hatte wieder das Schweiß Tuch in der Hand, als er mit gerötetem Kopf sagte: „Vier Stunden täglich bei dreißig Grad müssen sie das eine Woche lang machen. Das bringt die nötige Kondition, die ein Arbeiter unter Tage braucht. Genauso wie das da.“ Er zeigte bei den letzten Worten zum anderen Ende der Halle, wo Männer damit beschäftigt waren, Gesteinsbrocken umzuschaukeln. Dort wurde ebenfalls das Tempo von einem Aufseher angegeben. Wer zu langsam war, wurde derbe angeschrien. „Einige Stunden am Tag die Schaufel schwingen, das bringt die schwarzen Burschen richtig in Form. Und man sieht gleich, ob einer was taugt oder nicht. So bekommt man die richtigen Leute für die richtige Arbeit.“

Am späten Nachmittag war dann schließlich alles besichtigt. Christian hatte gesehen, was er sehen sollte und alle Informationen erhalten, die er als Einblick in das Goldgeschäft brauchte. Und wäre er Unternehmer gewesen, wie der schwergewichtige Amerikaner, oder Farmer wie sein Schwager, hätte er wohl gesagt: Mister Benton, ich steige in die Benton Limited Company ein. Wieviel muß ich investieren, um sie Partner nennen zu dürfen? Aber er konnte es nicht sagen, weil er kein Unternehmer war. Er war nur der kleine poplige Buchhalter eines Kaufhauses. Und sein Konto war leergefegt. Mit rund zehntausend Mark stand er sogar bei der Sparkasse in der Kreide. Das Geld für sein Auto hatte er in seiner Situation eben unmöglich allein aus eigener Kraft aufbringen können, da war er nun mal leider Gottes auf das Geldinstitut angewiesen. Und für eine lange Sekunde kam er sich auf einmal wie ein kleines Licht vor, umzingelt von zwei reichen Unternehmern, die ihr Geld wie Kohle in den Keller schaukelten. Doch dann war er wieder der alte und sagte: „Hat mich wirklich alles sehr beeindruckt, Mister Benton. War äußerst interessant.“

„Freut mich, das zu hören“, lächelte Graham Benton erhaben und schlug vor: „Wie wäre es denn, jetzt nach getaner Arbeit, mit einem Abstecher nach Johannesburg?“

„Keine schlechte Idee“, war van Bloemen einverstanden.

Ebenso Christian, auch er hatte gegen diesen Vorschlag nichts einzuwenden. Diese Stadt nicht nur von oben, sondern auch von unten kennenzulernen, war wieder eine dieser Gelegenheiten, die er beim Schopfe packen mußte. Mann, hatte er was im Büro zu erzählen, wenn er wieder in der Firma war!

„Ich lade euch ein“, meinte Graham Benton großzügig. „Alles geht auf meine Rechnung heute.“

„Na dann erst recht!“ grinste der Bure.

„Wir nehmen einen Firmenwagen. Und wenn wir irgendwann heute nacht wieder hier sind, geht es mit dem Helikopter sofort weiter zur Farm. So daß wir hoffentlich morgen früh dort ankommen werden.“

„Und worauf warten wir dann noch?“ stand dem Farmer das Grinsen immer noch im Gesicht. Er war schon seit gut einem Jahr nicht mehr in Johannesburg gewesen und brannte darauf, dort wieder einmal in einer Gaststätte zu sitzen.

„Wartet hier einen Moment“, sagte der Amerikaner und verschwand eilenden Schrittes in das aus Backsteinen erbaute Verwaltungsgebäude.

Kurz darauf kam er wieder heraus. In der Hand hielt er einen Autoschlüssel. „Kommt!“ sagte er. Und die drei Männer liefen zum Parkplatz, auf dem die weißen Firmenangestellten ihre Autos parkten.

Sie stiegen in einen Volvo.

Und kurz darauf verließ das Auto das Minengelände.

*

„Bald haben wir es geschafft.“ In Graham Bentons rechtem Mundwinkel steckte eine dicke schwarze Brasil. „Dort hinten ist schon die Skyline. Aber bis in die City dauert es noch ein bißchen.“ Er sagte es zu Christian, der neben ihm auf dem Beifahrersitz saß. „Johannesburg wird Ihnen gefallen, bestimmt.“

„Mmh“, entgegnete Christian kopfnickend, er sah im Gedanken versunken auf die Fahrbahn, die ihm wie eine endlose Linie vorkam. Rechts erstreckte sich ein weites Feld, das einmal ein Acker gewesen sein könnte. Zielloß ließ er nun seinen Blick darüber hinwegstreifen. Niedriges

Buschwerk, Gräser und Wildkräuter wuchsen darauf. Vereinzelt glaubte er kleine Gruppen von verwilderten Kulturpflanzen auszumachen. Und einen Baum. Der fiel ihm deshalb ins Auge, weil er schlicht und einfach der einzige war, der auf dem ehemaligen Acker stand, wenn es denn einer gewesen war. Scheint den Löffel abgegeben zu haben, der alte Junge! Und in der Tat war seine Krone kahl wie das haarlose Haupt eines tibetanischen Mönches.

Doch was war das?

Christian kniff die Augen zusammen, sah aus Sehschlitzten heraus angestrengt zu dem Baum, der in der weiten Landschaft wie ein von Geiern abgenagtes Gerippe wirkte. Hatte sich dort nicht etwas bewegt? Noch konnte er nichts Eindeutiges erkennen, dazu war das Auto zu weit weg. Aber der Baum kam rasch näher, das heißt, das Auto näherte sich dem Baum. Und als der Wagen sich auf der Straße in gleicher Höhe des Baumes befand, der von der Fahrbahn aus gute fünfzig Meter entfernt auf dem Feld stand, konnte Christian es jetzt genau sehen. Und er war wohl der einzige, der es sah. Er sah, wie jemand hinter dem Baumstamm hervortrat, einige Schritte in Richtung Straße torkelte, die Arme in die Höhe warf und kopfüber zu Boden ging.

Eine Sirene schrillte in seinem Kopf. Es war die anerzogene Hilfsbereitschaft, die sich in ihm meldete.

„Stopp!“ schrie er. „Sofort anhalten! Halten Sie sofort an!“

Graham Benton zuckte vor Schreck so zusammen, daß ihm fast die dicke Brasil aus dem Mundwinkel fiel, unwillkürlich riß er das Lenkrad nach rechts und trat, als der Volvo von der Straße auf unasphaltiertes Gelände raste, voll auf die Bremse. Die Reifen quietschten und qualmten auf dem steinigen Boden. Dann stand das Auto. Durch die Lüftung drang der Geruch von verbranntem Gummi ins Wageninnere.

„Was in Dreiteufelsnamen soll das?“ Zum ersten Mal hörte Christian den stets freundlichen Ton des Amerikaners schwinden. Graham Bentons Gesicht war puterrot, und vor Erregung schnaufte er wie ein ausgewachsenes Nilpferd.

„Sorry!“ erwiderte Christian lapidar, stieß die Autotür auf und sprang auf das steinige Gelände hinaus. Ein Acker war das bei den herrschenden Bodenverhältnissen wohl doch nicht gewesen. So schnell er konnte, hastete er auf den Baum zu.

„Ach du großer Gott!“ keuchte er entsetzt, als ihm nur noch fünfzehn Meter bis zum Baum fehlten. Einige Schritte vor dessen Stamm sah er eine alte Frau in leicht gekrümmter Haltung auf dem Bauch liegen.

Vor den Füßen der alten Frau blieb er stehen, drehte sich um und warf einen hilfeschreitenden Blick zum Volvo. Jetzt gerade erst stiegen sein Schwager und der schwergewichtige Amerikaner aus dem Auto. Durch hastige Handbewegungen winkte er sie herbei, gab ihnen zu verstehen, daß sie sich beeilen sollten.

Vorsichtig brachte er die alte Frau, offenbar eine Eingeborene, in die Rückenlage. Sie hatte ein verschmutztes hellblaues, bis über die Knie reichendes Kleid an, welches aber so weit hochgerutscht war, das ihm der Slip, den sie darunter trug und einmal weiß gewesen sein mußte, nicht entgehen konnte. Ihr Gesicht war ausgemergelt, wie auch alles andere an ihr. Sie wirkte auf ihn, als stünde sie unmittelbar vor dem Hungertode. Mit weit aufgerissenen Augen starrte sie ihn an. Verletzungen entdeckte er an ihr keine.

Doch! - Plötzlich färbte sich in ihrem Schritt der Slip rot.

Christian sah ihr erschrocken ins Gesicht. Glasige Augen, als wäre kein Leben mehr darin, blickten ihn weiterhin unablässig an. Er schätzte sie so um die Mitte siebzig, oder auch älter: das abgezehrte Gesicht, die von der Sonne strapazierte Haut, die ein tiefes Kaffeebraun besaß ..., ein genaues Alter zu bestimmen war schwierig, wenn nicht sogar unmöglich.

„Können Sie mich verstehen?“ Zaghafte stellte er der scheinbar Verletzten die Frage, erst auf deutsch, dann auf englisch, denn er wußte nicht, wie er sich verhalten und ihr helfen sollte, er fühlte sich in dieser Situation völlig überfordert.

Die Gefragte gab jedoch keine Antwort; reagierte nicht einmal. Nur ihr schwerer Atem erklang leise.

Graham Benton und van Bloemen kamen.

„Sie versteht mich nicht“, empfing Christian sichtlich mitgenommen seinen Schwager. „Versuch du es mal.“

Van Bloemen sprach zu der alten Frau in Afrikaans. Dann in Swasi. - Beide Male keine Antwort.

„Da bin ich mit meinem Latein auch am Ende“, meinte der Bure, und es hörte sich gleichgültig an. „Entweder ist sie mit ihrem Geist bereits woanders, oder sie versteht die Sprachen nicht.“

„Na und, was soll's?“ grunzte Graham Benton, an seiner Zigarre paffend. „Der ist sowieso nicht zu helfen. Ob sie uns versteht oder nicht.“

„Aber wir müssen es versuchen. Haben Sie Verbandszeug in Ihrem Wagen?“ Christian zeigte auf ihren Slip. „Sie ist verletzt. Sehen Sie?“

Der Amerikaner nickte Christian gelassen zu. „Mmh, hab ich, und ich sehe. Wäre aber reine Zeitverschwendung, es zu holen.“ Und schmunzelnd fügte er hinzu, als würde ihn dieser Umstand amüsieren: „Denn ihr fehlt offensichtlich nichts anderes als eine Damenbinde.“

Christian schluckte heftig, wollte nicht glauben, was ihm da in die Gehörgänge drang. Dann bewegte die alte Frau zitternd die Lippen, einige Worte entwichen leise ihrer Kehle.

„Da, habt ihr gehört?“ Christian fuhr sich fahrig durchs Haar. „Sie hat gesprochen. Sicher will sie etwas.“

Graham Benton paffte genüßlich an seiner Zigarre. „Sicher hab ich es gehört, Mister Barkowski. Bin doch nicht taub. Diese Schwarzen wollen doch immer was von uns Weißen.“

Und van Bloemen meinte herablassend kühl: „Wahrscheinlich ist sie überfallen worden. Und vor Schreck hat sie ihre Tage gekriegt. Du mußt wissen, mein lieber Schwager, daß die Schwarzen plündern und rauben, wo sich nur die Gelegenheit dazu ergibt. Selbst vor den Ihresgleichen machen diese Halunken keinen Halt. Ob jung oder alt, interessiert diese Brut so wenig, wie euer Bundeskanzler sich für meine Farm. Hauptsache, das Opfer ist schwächer als sie. Schwarze haben sie überfallen, also sollen die Schwarzen sich um sie kümmern.“

Christian war abermals wie vor den Kopf geschlagen, konnte nicht fassen, was er da soeben wieder zu hören kriegte. Menstruation? Eine Greisin bekommt ihre Tage? Unfaßbar! „Das meinst du doch wohl nicht im Ernst!“

„Doch, das meine ich!“ nickte van Bloemen.

Christian gab hierauf keine Erwiderung. Für ihn stand es fest, daß der dicke Amerikaner und sein Schwager alles daransetzten, um der alten Frau ihre Hilfe zu verweigern. Obwohl für ihn die alte Frau niemals überfallen wurde (denn was sollte sie schon besitzen, daß sich so etwas lohnte?) und schon erst recht keine Regel bekommen konnte, sagte er nur: „Und du ... du meinst wirklich, wir sollen sie hier einfach so liegen lassen?“

„Genau, mein lieber Schwager. Wäre sie die Frau einer meiner Arbeiter, würde ich mich um sie kümmern, da ich für sie verantwortlich wäre. So aber halsen wir uns bloß einen Haufen unnötige Arbeit auf und handeln uns womöglich auch noch Ärger ein. Was geht es uns an, was die Schwarzen untereinander treiben? Solange sie einen Weißen damit nicht

belästigen, sollen sie doch machen, was sie wollen.“ Und Graham Benton schloß sich diesem Kanon an: „Man merkt, Mister Barkowski, daß Sie zum ersten Mal in diesem Land sind.“ Um den Mund des Amerikaners lag ein gefühlloses Lächeln. „Und sollte gar kein Überfall dahinterstecken, sondern das Ganze irgend einen religiösen Hintergrund haben, so wäre mein Rat, schnellstens von hier zu verschwinden. Denn legten wir in diesem Fall Hand an ihr an, und sei es noch so gut von uns gemeint, wir mit Repressalien rechnen müßten. Die Schwarzen kennen keinen Dank, ob man es glaubt oder nicht. Es ist einfach so. Und das muß man eben akzeptieren. Man muß sich hier eben an einiges gewöhnen, ob es einem schmeckt oder nicht. Besonders wenn man hier unternehmerisch tätig sein will. Mitleid und Güte sind hier völlig fehl am Platz. Reichen Sie einem Schwarzen mal den kleinen Finger! Ich sage Ihnen, der reißt Ihnen gleich die ganze Hand ab, und den Arm noch mit, wenn Sie nicht aufpassen.“

Abermals bewegte die Verletzte die Lippen, hauchte einige Worte.

Graham Benton sah Ernst van Bloemen an. „Verstehst du, was sie sagt?“

„Nicht das geringste. Die Sprache ist mir unbekannt. Sie scheint gar keine Südafrikanerin zu sein.“

„Ob Südafrikanerin oder nicht, die Schwarzen sind alle gleich!“ meinte der schwergewichtige Amerikaner geringschätzig. „Laßt uns jetzt weiterfahren. Sonst wird es nichts mehr mit unserem gemütlichen Abend.“

Eiskalt kehrten Graham Benton und Ernst van Bloemen der Greisin den Rücken zu und schritten Richtung Volvo. Christian aber blieb noch. Er zögerte, wußte nicht, was er nun machen sollte. Immerhin lag vor ihm ein Mensch, der dringend Hilfe brauchte; auch wenn er eine andere Hautfarbe trug. Er blickte seinem Schwager und dem Amerikaner hilf- und ratlos hinterher. Ihm fehlten einfach die Worte. - Befand er sich hier wirklich in einem zivilisierten Land? - Dann fiel sein Blick wieder auf die auf dem Boden Liegende und für zwei, drei Sekunden glaubte er, etwas Flehendes in ihren Augen zu bemerken, so etwas wie einen verzweifelten stummen Hilfeschrei.

„Christian! Nun komm endlich!“ hörte er seinen Schwager rufen. „Laß sie liegen! Um die werden sich schon die Schwarzen kümmern! - Oder willst du, daß wir ohne dich fahren?“

Erst jetzt riß er seinen Blick von der alten Frau los und brachte sich in Bewegung, folgte den beiden zum Wagen. Was sollte er auch anderes machen? Allein war er unmöglich in der Lage, der Verletzten zu helfen. In

ihm steckte das unwiderrufliche Gefühl, daß er die beiden wohl niemals umstimmen könnte. Daher unterließ er es. Zudem hatte er ja seiner Frau versprochen, mit diesem Buren, mit dem er unausweichlich verschwägert war, gut auszukommen. Und den fetten Amerikaner wollte er sich auch nicht unbedingt verscherzen. Vielleicht konnte dieser ihm eines Tages nützlich sein. Wer wußte das schon? Und diese Chance wollte er sich keineswegs leichtfertig verbauen. Das hieß also nichts anderes, als das zu tun, was man ihm sagte. Schließlich war es ja nicht seine Schuld, wenn der Frau Hilfe verweigert wurde. Er hatte seine ja angeboten. Aber wenn es hier in diesem Land wirklich so war, wie die beiden es sagten, setzte er sich mit dem Arsch womöglich in die Nesseln, schlug er ihre Ratschläge in den Wind. Und wahrscheinlich würden die nächsten, die hier vorbeikämen, sich um diese Frau kümmern. So wäre ihr dann doch noch geholfen. Zwar ein bißchen spät, aber immer noch besser, als gar nicht. Schließlich war die Straße, auch wenn im Moment keine Autos zu sehen waren, recht gut befahren, so daß die alte Frau sicherlich nicht unentdeckt bleiben würde. Mit diesen Gedanken entschuldigte er sein Verhalten und versuchte, sein Gewissen zu beruhigen. Doch so ganz wohl war ihm dabei allerdings nicht.

Als die Wagentüren zuschlugen, startete Graham Benton den Volvo. Richtung Johannesburg brachte er ihn ins Rollen. Und Christian glaubte, als er einen Blick zurück durch die Heckscheibe über die Fahrbahn warf, in der Ferne ein Auto kommen zu sehen.

Erleichtert atmete er durch und richtete daraufhin seine Augen auf die Fahrbahn vor ihnen.

Doch während der Volvo in Richtung Johannesburg fuhr, ging in der alten Frau eine Veränderung vor. Ihre glasigen Augen wurden mit einem Male lebendig, bekamen Farbe. Seltsam begannen sie zu funkeln.

Langsam erhob sich dann die Alte.

Wieder auf den Füßen stehend, blickte sie drohend in die Richtung, in der die drei Männer fortfuhren. Grimmig brachte sie einige Worte in ihrer Stammsprache über die Lippen. Schaurig klang ihre Stimme.

Ende der Lesprobe

- DvB -

Peter van Kaalheid

Verflucht

251 Seiten im PDF-Format